Namslauer Stadtblatt

Täglich erscheinende Zeitung für Stadt und Kreis Namslau.

Bezugs-Preise:
Das „Namslauer Stadtblatt“ erscheint wöchentlich sechsmal: Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Sonnabend und Sonntag und kostet in der Geschäftsstelle, sowie in den Verkaufsstellen und durch Boten monatlich 1.35 Reichsmark. Einzelnummer 10 Pfg. Durch die Post bezogen monatlich 1.35 Reichsmark einschließlich Postüberweisungsgebühr und ausschließlich Postzustellgeld. — Bei höherer Gewalt, Betriebsstörung hat der Bezieher keinen Anspruch auf Nachlieferung der Zeitung oder Rückzahlung des Bezugspreises.

Anzeigen-Preise:
1 Millimeter Höhe, einspaltig 5 Rpfg., im Textteil 1 Millimeter Höhe 20 Rpfg. Anzeigenaufträge werden nur lt. unserer Preisliste angenommen und ausgeführt.
Schluß der Anzeigenannahme:
Am Erscheinungstag früh 8 Uhr für Todesanzeigen und kleine Anzeigen.
Erfüllungsort für alle Zahlungen Namslau (Schles.).

63. Jahrgang. — Fernsprecher 494.

Druck und Verlag: Namslauer Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Namslau, Andreas-Kirchstraße 13.

Nr. 165. — Donnerstag, den 18. Juli — **1935.**

Empfang der britischen Frontkämpfer.

Der Führer und Reichskanzler empfing die fünf Vertreter der British Legion. Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, der sich zur Aussöhnung einer Stiftung ir. der Mark befindet, war eigens zu dem Empfang nach Berlin gekommen. In Begleitung der englischen Gäste befanden sich Botschafter von Ribbentrop, Reichskriegsopferführer Oberlindober und SS.-Oberführer von Humann-Hainhofen.

Kranzniederlegung am Ehrenmal

In dem Deutschland-Besuch der Abordnung der British Legion bildete die in großem und feierlichem Rahmen vollzogene Kranzniederlegung am Berliner Ehrenmal Unter den Linden, zu der deutscherseits die Abordnungen sämtlicher Frontkämpferverbände erschienen waren, einen sinnvollen und feierlichen Höhepunkt. Tausende und aber Tausende hatten sich Unter den Linden schon lange vorher eingefunden; sie umsäumten das Ehrenmal, um Zeuge dieses bedeutungsvollen Vorganges im Zeichen friedlicher Zusammenarbeit zwischen der deutschen und der britischen Nation zu sein. Während die Menge der Zuschauer sich immer noch weiter verstärkte, marschierte vor dem Ehrenmal mitten auf den Linden eine starke Abordnung des Kyffhäuserbundes mit Kapelle auf, ferner ein Sturm der SA., Abordnungen des Kolonialkriegerbundes, des Deutschen Luftsport-Verbandes und des Reichstreubundes ehemaliger Berufssoldaten. Die beiden Seiten des Ehrenmals selbst wurden flankiert von Abordnungen der SA. und SS., des NS.-Deutschen Frontkämpferbundes und der NS.-Kriegsopferversorgung sowie der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener. Inmitten einer Kette von Fahnen, die so das Ehrenmal zu beiden Seiten umsäumten, hatten zwei Fahnen des NSKOV unmittelbar vor dem Eingang zum Ehrenmal Aufstellung genommen.

Kurz vor 11 Uhr trafen die fünf Abgeordneten der „British Legion“ am Zeughaus ein. Mit ihnen erschienen die Bundesführer des NS.-Deutschen Frontkämpferbundes, der Reichskriegsopferführer und der Führer des Kyffhäuser-Bundes. Die fünf Vertreter der British Legion schritten zunächst in Begleitung der deutschen Herren die Front der Verbände ab. Dann war der feierliche Augenblick gekommen, wo sie sich dem Ehrenmal der deutschen Kriegsgefallenen zuwandten. Nachdem die britische Flagge ins Ehrenmal getragen war und während das Lied vom guten Kameraden erklang, zu dem die Tausende die Hände im Gedenken an die Toten erhoben, betraten die Vertreter der British Legion unter Führung von Major F. W. C. Fetherstone-Godley, der selbst den Kranz trug, die geweihte Stätte. Sie verweilten dort kurz in stillem Gedenken an die deutschen Gefallenen des großen Krieges. Der Kranz aus Mohnblumen ist mit einer seidenen Schleife in den blau-gelben Farben der British Legion überspannt. Auf einer handgeschriebenen Trauerkarte finden sich die Worte: „A tribute from the British Legion — July, 1935“.

Die britischen Frontkämpfer begrüßten dann fünf Schwerkriegsbeschädigte, die in ihren Transportstühlen am Ehrenmal vorgefahren waren. Mit großer Herzlichkeit und Liebenswürdigkeit erkundigten sie sich nach ihrem Befinden und fragten, in welchem Truppenteil sie gefochten haben. Major Fetherstone-Godley sagte zu ihnen: „Sie sind tapfer und mutig gewesen!“ Anschließend erfolgte der Vorbeimarsch der Verbände, denen die englische Flagge vorangetragen wurde. SA. und SS. waren mit je einer Standarte und vier Sturmfahnen vertreten. Als sich die Abgeordneten der British Legion dann zur Universität begaben, scholl ihnen mitten aus der Menge von allen Seiten her stürmische Begeisterung entgegen. Mit erhobenem Arm vernahmen die Tausende vom Denkmal Friedrichs des Großen her zwei Strophen der englischen Nationalhymne.

Bekenntnis zur Völkerversöhnung

Im weiteren Verlauf des Besuchs der britischen Frontkämpfer gab der Reichskriegsopferführer, Pg. Oberlindober, zu Ehren der Vertreter der British Legion ein Frühstück in dem mit den deutschen und britischen Farben und Fahnen geschmückten Festsaal des Hotels „Kaiserhof“. Der Einladung waren u. a. gefolgt: Reichsarbeitsminister Seldte, Botschafter von Ribbentrop, der Führer des Kyffhäuser-Bundes, Oberst a. D. Reinhard, der Führer des Reichstreubundes, Gauleiter Oberpräsident Schwede-Koburg, der Führer des Reichsverbandes Deutscher Offiziere, Generalmajor a. D. Graf von der Goltz, der Stadtkommandant von Berlin, Generalleutnant Schaumburg, SS.-Obergruppenführer Dietrich, der Führer des Deutschen Roten Kreuzes, Herzog Karl Eduard von Sachsen-Coburg und Gotha, SA.-Gruppenführer Ubland, SA.-Gruppenführer Meyer-Quade und SA.-Gruppenführer Prinz August Wilhelm von Preußen.

Als erster Redner nahm

Botschafter von Ribbentrop

das Wort und führte u. a. aus: „Es ist für uns alte deutsche Frontsoldaten ein ganz besonderes Ereignis, heute zum ersten Male seit Beendigung des großen Völkerringens englische Frontkämpfer des großen Krieges in Deutschland, in unserem neuen Deutschland, und hier unter uns zu sehen. Hat doch seit jenen schweren Jahren scheinbar fast jede Verbindung zwischen den Männern gefehlt, die mit Leib und Seele ihrem Lande verschrieben, sich jahrelang im Kampf auf Tod und Leben gegenüberstanden. Als diese Männer nach Beendigung des großen Ringens die Waffen niederlegten und in die Heimat zurückkehrten, hatten sie zunächst keinen anderen Wunsch, als zu vergessen. Aber das Erlebnis dieses Krieges, das große Fronterlebnis, mit seinen Erinnerungen der furchtbarsten Not und der treuesten Kameradschaft, aber auch des Gefühls der großen Achtung vor dem tapferen Gegner, waren nicht zu vergessen. Dies waren Erinnerungen, die nicht einfach auszulöschen sind.

Man schloß sich zusammen in Gruppen, um die Wunden zu heilen, und schließlich entstanden hieraus die jetzigen großen Organisationen der ehemaligen Kriegsteilnehmer. Unendlich viel Gutes ist seitdem von diesen Vereinigungen geleistet worden, um den Opfern des Krieges und den Kameraden, die nicht aus eigener Kraft weiter konnten, zu helfen. Wir haben neulich aus dem Munde des Ehrenpräsidenten der Britischen Legion, des englischen Thronfolgers, gehört, welch hervorragende und bewundernswerte Arbeit die Britische Legion in der Arbeitsbeschaffung, in der Beschaffung von Pensionen usw. geleistet hat. Wir wissen weiter, daß die großen Kriegsteilnehmerorganisationen unseres westlichen Nachbarn ähnliche Resultate aufzuweisen haben, und ich weiß ferner, daß auch unsere deutschen Verbände hier Vergleiche nicht zu scheuen brauchen.

Aber, meine Kameraden, so wertvoll und aus wahrem Kameradschaftsgeist diese nationale Arbeit der alten Soldaten auch ist, so glaube ich, sind die Kämpfer des Weltkrieges heute durch das Schicksal bestimmt, eine weit über ihre ursprüngliche Zielsetzung hinausgehende Aufgabe, ja, vielleicht eine geschichtliche Mission zu erfüllen. Diese liegt in der Völkerversöhnung!

Wenn ich vorhin von dem Fehlen jeder Verbindung zwischen den kämpfenden Gegnern des Weltkrieges sprach, so habe ich bewußt von dem „scheinbaren“ Fehlen einer Verbindung gesprochen, denn solche haben zwischen den einzelnen Frontkämpfern oder Frontkämpfergruppen seit vielen Jahren bestanden. Das gemeinsame Fronterlebnis, die gegenseitige Achtung vor der tapferen, anständigen und ehrlichen Gesinnung hat ehemalige Gegner immer wieder zueinander geführt und nicht selten zu Freunden gemacht.

Sollte aber das, was bei einzelnen möglich ist, nicht auch bei Nationen gelingen? Dies, meine Kameraden, muß unsere Aufgabe, muß die wahre Aufgabe der Frontkämpfer sein. Vor der Erhabenheit des Fronterlebnisses kann keine Heuchelei, können keine diplomatischen Kniffe standhalten, und nichts scheint mir geeigneter, die Völker einander näher zu bringen und die Probleme aus der egoistischen Alltagsatmosphäre einer Lösung entgegenzuführen, als der aus dem Fronterlebnis geborene Kameradschaftsgeist.

Es ist nicht Aufgabe der Frontkämpfer, Politik zu treiben oder die Politik ihrer Regierungen beeinflussen zu wollen, aber wir, die wir uns mit den Problemen der europäischen Politik zu beschäftigen haben, wissen, daß politische, für die Völker nützliche Lösungen nicht möglich sind, wenn eine vergiftete Atmosphäre vorherrscht, oder solange, wie kürzlich ein ausländischer Staatsmann sagte, „eine durch den Krieg zurückgelassene, verarmte, aufgeregte und mißtrauische Welt“ besteht.

Die Aufgaben der Frontkämpfer

Diesen Zustand zu beseitigen und eine Atmosphäre herzustellen, die es den Staatsmännern ermöglicht, nützliche und dauerhafte Vereinbarungen zu treffen, hierin sehe ich die große und dankbare Aufgabe der Frontkämpfer.

Erfahrungen, die wir deutschen Frontkämpfer mit den großen Frontkämpferorganisationen unseres westlichen Nachbarn gemacht haben, ermutigen uns in der Auffassung, daß selbst schwierige Probleme auf diese Art leichter werden, und wenn konsequent weiterverfolgt, bestimmt gelöst werden können.

Daß wir heute unsere Kameraden von der großen englischen Frontkämpferorganisation der Britischen Legion hier in Berlin unter uns sehen können, gibt uns die Gewißheit, daß wir unserem großen Ziel einer Versöhnung der ehemaligen Kriegsgegner, vor allem England, Frankreich und Deutschland, und damit einer Solidarität Europas immer näher kommen.

Unbeirrbar und gegen alle kleinlichen Machenschaften und sonstigen Widerstände einer überwundenen Periode werden wir Frontkämpfer auf diesem Wege fortschreiten, und, meine Kameraden, ich bin felsenfest überzeugt: wir werden siegen!

Was unsere beiden Länder im besonderen betrifft, so gibt es zwischen Großbritannien und Deutschland keine Differenzen irgendwelcher Art mehr. Ich glaube, seit dem 18. Juni, dem Abschluß des deutsch-englischen Flottenabkommens, das den ersten Schritt auf dem Weg zu einer praktischen Friedenspolitik bedeutet, ist dies allmählich jedermann klar geworden.

Der deutsche Reichskanzler hat in seiner großen Rede vom 21. Mai gesagt: „Die deutsche Regierung hat die aufrichtige Absicht, alles zu tun, um zum britischen Volk und Staat ein Verhältnis zu finden und zu erhalten, das eine Wiederholung des bisher einzigen Kampfes zwischen beiden Nationen für immer verhindern wird.“ Wir deutschen Frontkämpfer werden unser Bestes tun, um dieses Ziel zu verwirklichen, und wir sind sicher, daß wir uns in diesem Bestreben mit unseren englischen Kameraden eins fühlen.

In diesem Sinne begrüße ich den Führer der englischen Abordnung, Major Fetherstone-Godley, und die anderen Herren von der Britischen Legion, und ich weiß, daß ich im Sinne aller hier versammelten deutschen Frontkämpferorganisationen, die nun bald in einem großen Frontkämpferverband zur gemeinsamen Pflege des Frontkämpfergedankens im Sinne unseres neuen Deutschlands zusammengeschweißt sein werden, d. h. also, im Namen aller deutschen Frontkämpfer, ja, des gesamten deutschen Volkes sprechen, wenn ich sage: „Unsere englischen Kameraden sind uns herzlich willkommen!“

Ich las gestern, daß Major Fetherstone-Godley geschrieben hat, der Besuch der Britischen Legion solle darauf hinausgehen, den sehr lockeren Sand, auf dem jetzt die internationale Diplomatie aufgebaut ist, zu festigen. Ich möchte erwidern, daß ich mit ihm voll und ganz übereinstimme, und ich hoffe, daß dieser Besuch diesen lockeren Sand bereits in eine feste Düne verwandeln wird, woraus später ein

Fels der Freundschaft

zwischen unseren beiden Ländern werden möchte. Der englische Thronfolger hat neulich Worte gefunden, die ein warmes Echo in unserem Lande hervorgerufen haben. Er sagte: „Niemand ist geeigneter, Deutschland die Hand der Freundschaft entgegenzustrecken, als die englischen Frontkämpfer“. Ich glaube, ich kann diese Begrüßung unserer englischen Kameraden nicht besser schließen, als indem ich ihnen zurufe: „Gern schlagen wir in die Freundschaftshand ein!“

Im Namen der nationalsozialistischen Kriegsopferversorgung hieß sodann Reichskriegsopferführer Oberlindober die englischen Gäste herzlich willkommen und erhob alsdann sein Glas mit dem Wunsch: „Mögen sich unsere beiden Völker in Zukunft so verstehen, wie das „Tommy und Fritz“ zwanzig Jahre nach Kriegsende heute tun.“

Den Dank der englischen Gäste sprach

Major Fetherstone-Godley

aus, der u. a. ausführte: Die Engländer haben nur einmal gegen die Deutschen gekämpft, und wir Vertreter der British Legion sind der Ansicht, daß das ein Fehler war. Dieser Fehler soll sich nicht wiederholen. Ich kann wohl im Namen aller alten Soldaten des British Empire sprechen, wenn ich sage, daß wir während des Krieges eine außerordentlich große Hochachtung vor den deutschen Soldaten

hatten. Diese Hochachtung ist für mich persönlich noch gefestigt und verstärkt worden, als ich zur Besatzungsarmee nach Köln kam und sah, wie die Deutschen großes Unglück und harte Zeiten zu tragen verstanden. Wir von der British Legion sind der Ansicht, daß, wenn überhaupt ein dauerhafter Friede zustande kommen soll, dieser nur auf gegenseitiger Achtung aufgebaut sein kann. Dies ist ein gemeinsames Band, das aus uralten Zeiten auf die Menschen gekommen ist. Wenn wir auf die wirtschaftlich und politisch zerrissene Welt blicken, so wird uns bewußt, daß irgend etwas Gemeinsames gefunden werden muß, um den Frieden zu sichern. Unter den gegenwärtigen außerordentlich schwierigen Verhältnissen ist ein derartiges gemeinsames Band nicht nur etwas Wünschenswertes, sondern auch etwas unbedingt Notwendiges.

Dieses gemeinsame Band heißt Kameradschaft, das, was Freundschaft unter den Soldaten bedeutet. Meine Kameraden und ich sind der festen Ueberzeugung, daß dieser Besuch in Deutschland der Grundstein für eine Weiterentwicklung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen England und Deutschland sein wird. Ich kann versichern, daß diese Freundschaft zwischen unseren beiden Ländern nicht an einem Mangel von Bemühungen auf unserer Seite der Nordsee scheitern wird.

Zum Schluß dankte Major Fetherstone-Godley für die freundliche Aufnahme und trank auf das Wohl der deutschen Frontkämpferorganisation.

Das Ehrenkreuz der British Legion wurde darauf folgenden Herren verliehen: Reichsarbeitsminister Seldte, Botschafter von Ribbentrop, Reichskriegsopferführer Oberlindober, Gauleiter Schwede-Koburg, Oberst Reinhard vom Kyffhäuser-Bund, von der Goltz und Freiherrn von Lersner.

Auf dem englischen Ehrenfriedhof

Die Frontkämpfer in Stahnsdorf.

Berlin, 16. Juli.

Die Abordnung der britischen Frontkämpfer begab sich zum englischen Ehrenfriedhof in Stahnsdorf zu einer Gedenkstunde für ihre toten Kameraden. Hier haben im südwestlichen Teile auf einem in sich abgeschlossenen Gelände des idyllisch gelegenen Waldfriedhofs annähernd 1200 englische Kriegsgefangene, die während des Krieges in den Gefangenenlagern der Mark Brandenburg starben, ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Vom Eingangsportal des Friedhofes bis zu dem großen Granitkreuz, das die weißen Gedenksteine der halbkreisförmig angeordneten Flachgräber hoch überragt, bildeten ein SA.-Sturm, eine Abordnung der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener sowie Abteilungen der HJ. und des BDM. Spalier. Rings um das Ehrenmal, einen mächtigen Granitblock, hatten die Fahnenabordnungen des Kyffhäuserbundes, des Deutschen Luftsport-Verbandes, des Kolonialkriegerbundes, des Reichstreuebundes ehemaliger Berufssoldaten, des NSDFB. (Stahlhelm), der NS.-Kriegsopferversorgung sowie ein Trompeterkorps des Reiterregiments Potsdam Aufstellung genommen. Inmitten der Fahnenkette sah man je eine Standarte der SA. und der SS.

Nach kurzen Gedächtnisworten eines Geistlichen legte der Führer der englischen Abordnung, Major Fetherstone-Godley, einen Kranz aus roten Mohnblumen nieder. Die Fahnen senkten sich, die Hände hoben sich zum Gedächtnis an die toten britischen Kämpfer. Dann trat der Bundesführer der Reichsvereinigung ehemaliger Kriegsgefangener vor, um einen schlichten Lorbeerkranz niederzulegen. Der Kranz trägt auf der Hakenkreuz- und schwarz-weiß-roten Schleife die Inschrift: „Den toten britischen Frontsoldaten die deutschen Frontsoldaten.“ Die anwesenden Hitlerjungen und Mädchen aber forderte er auf, die Gräber der englischen Soldaten mit roten Rosen zu schmücken. Mit dem Lied vom guten Kameraden fand die Feierstunde ihren Ausklang.

Explosion auf der Zeche „Adolf von Hansemann“

10 Tote und 27 Verletzte.

Dortmund, 16. Juli.

Im Untertagebetrieb der Zeche „Adolf von Hansemann“ in Dortmund-Mengede erfolgte auf der 740-Meter-Sohle im Revier 3, Flöz „Blücher“, eine Explosion, der ein Grubenbrand folgte. Nach dem Bericht des Oberbergamts Dortmund hat die Explosion 10 Todesopfer gefordert; 27 Bergleute wurden verletzt. Das Revier ist jetzt frei von Explosionsgasen. Weitere Knappen sind nicht mehr gefährdet. Die Ursache der Explosion ist noch nicht festgestellt. Die Reichsbetriebsgemeinschaft Bergbau hat dem Reichsorganisationsleiter Dr. Ley in einem Telegramm von dem schweren Unglück Mitteilung gemacht.

50000 RM für die Hinterbliebenen

Reichsorganisationsleiter Dr. Ley hat an den Betriebsführer der Grube „Adolf von Hansemann“ in Dortmund-Mengede folgendes Telegramm gesandt: „Schon wieder steht das deutsche Volk an den Bahren tapferer deutscher Männer, die ein unergründliches Geschick jäh von unserer Seite riß. Das Schlagwetterunglück auf Ihrer Grube hat mich tief erschüttert, aber je härter das Schicksal mit uns verfährt, desto enger wollen wir unsere Kameradschaft in tätiger Hilfsbereitschaft bekennen. Der Reichsbetriebsgemeinschaftsleiter Padberg hat mit der gleichzeitigen Ueberweisung von 50 000 RM. meine sämtlichen Vollmachten zur Linderung aller durch das Unglück entstandenen Nöte und Sorgen der Hinterbliebenen und Verletzten übermittelt erhalten.“

Massenmörder verhaftet

Warschau, 16. Juli. In Stanislau wurde ein Eisenbahnangestellter verhaftet, der im Jahre 1919 18 Mitglieder der polnischen geheimen Militärorganisation ermordet hat. Der Mörder hatte seither unter falschem Namen gelebt und war sogar in den Eisenbahndienst gelangt.

Neue Truppen für Ostafrika

Beschleunigung der Vorbereitungen Italiens

Italien hat weitere Truppen für Ostafrika bereitgestellt. Gleichzeitig hört man, daß bisher 95 Truppentransporte den Suez-Kanal passiert haben, während weitere 27 Transporte noch im Laufe dieses Monats erwartet werden. Die offizielle Bekanntgabe der neuen Maßnahmen erfolgte durch das italienische Propagandaministerium, das folgenden 8. Mobilmachungsbericht ausgegeben hat:

Das beschleunigte Tempo der militärischen Vorbereitungen für Abessinien macht die Einleitung weiterer militärischer Maßnahmen notwendig. Der Duce hat als Minister der italienischen Streitkräfte die Mobilisierung der Division Sila angeordnet, die von den Generälen Bertini und Cerutti befehligt wird. Gleichzeitig ist eine weitere Division aufgestellt worden, die sich Sila II nennt und unter dem Kommando des Generals de Michelis steht. Außerdem wurde eine fünfte Division faschistischer Schwarzhemden mobilisiert, die den Namen „1. Februar“ trägt. Die Schwarzhemdenformationen, die bereits nach Afrika entsandt wurden, werden hier neu aufgestellt. Die Spezialisten der Pionier- und Kraftfahrabteilungen werden in den Jahrgängen 1909, 1910 und 1912 mobilisiert. Das Luftfahrtministerium hat die Mobilmachung weiterer Piloten und Spezialisten befohlen. Das Marineministerium hat den unverzüglichen Bau von zehn neuen Unterseebooten angeordnet, die Anfang des nächsten Jahres gleichzeitig von Stapel gelassen werden sollen.

Was die diplomatischen Verhandlungen betrifft, suchten dieser Tage der britische Botschafter und der Botschafter der Vereinigten Staaten den französischen Außenminister Laval auf. Zeitungsmeldungen zufolge soll die britische Regierung dringend eine englisch-französisch-italienische Besprechung wünschen und zwar zu einem möglichst nahen Termin. Der „Daily Telegraph“ bemerkt hierzu, die Initiative zu diesen Besprechungen sollte am einfachsten von Laval ergriffen werden. In dem Besuch des amerikanischen Botschafters erblickt man einen Beweis für die zunehmende Besorgnis Amerikas. Was die Gerüchte über eine geplante Einberufung des Völkerbundsrates zum 25. Juli betrifft, wird dazu von italienischer Seite mitgeteilt, daß in Rom von einer außerordentlichen Sitzung des Völkerbundsrates nichts bekannt ist.

Die Londoner „Times“ bringt in einem Artikel ihr Mißfallen über die Pläne Italiens zum Ausdruck und meint, diese Pläne liefen anscheinend auf einen Vernichtungsfeldzug hinaus. Andererseits kommt das Blatt aber wiederholt auf die „bemerkenswerten Zustände“ in Abessinien, wie Sklaverei usw., zurück und wirft schließlich die Frage auf, ob die britische Regierung nicht einen „konstruktiven Vorschlag“ machen könnte, der eine Art Gleichklang zwischen den Zielen Italiens und der Arbeit des Völkerbundes herstellen würde, nämlich durch Anwendung der Bestimmung der Völkerbundssatzung, wonach der Bund für angemessene und menschliche Arbeitsbedingungen in allen Ländern zu sorgen habe.

Roms angebliche Forderungen

Reuter meldet aus Genf, daß die Rücksprache zwischen London, Paris und Rom, zwecks Erzielung eines Kompromisses in der italienisch-abessinischen Streitfrage fortgesetzt werde. Dieser Meldung zufolge sollen die Italiener vier Forderungen vorgelegt haben:

1. **Berichtigung der Grenzziehung;**
2. **Wirtschaftliche Zugeständnisse;**
3. **Bau einer Eisenbahn zwischen Eritrea und Somaliland;**
4. **Einsetzung italienischer Berater in den abessinischen Regierungsämtern.**

In den ersten beiden Punkten, so heißt es in dem Bericht weiter, erwarte man wenig Schwierigkeiten. Man glaube aber, daß die abessinische Regierung die Errichtung sogenannter „Schutzzonen“ zu beiden Seiten der geplanten Eisenbahn ablehnen und sich auch in der Frage der Berater ablehnend verhalten werde. Der diplomatische Mitarbeiter Reuters meldet hierzu, in London sei noch keine Information über etwaige italienische Forderungen eingegangen.

Rein litauisches Memeldirektorium

Buttgereit zurückgetreten.

Der Landesdirektor Heinrich Buttgereit hat dem Präsidenten des Direktoriums Bruwelaitis sein Amt zur Verfügung gestellt. Zur Begründung führte er neben Gesundheitsrücksichten an, daß die Landwirtschaft des Memelgebiets vor dem vollständigen Zusammenbruch stehe, da sie keinen Absatz habe. Er könne deshalb sein Mitwirken in der memelländischen Regierung nicht mehr verantworten.

Nunmehr setzt sich das Memellanddirektorium nur noch aus Anhängern der großlitauischen Richtung Bruwelaitis zusammen. Die beiden anderen Direktoren Grigat und Annsas gehören den litauischen Parteien bzw. den litauischen Schützen an.

Die Retter in der Grube verbrannt

Budapest, 16. Juli. In dem Bergwerk der ungarischen Kohlenbergbaugesellschaft in Tata brach in einem Schacht ein Brand aus, der offenbar durch schlagende Wetter herbeigeführt worden ist. Den in dem Schacht beschäftigten Arbeitern gelang es, sich zu retten, indem sie aus dem brennenden Schacht flüchteten und eine eiserne Tür hinter sich zuwarfen. Dagegen brachen drei Arbeiter, die im brennenden Schacht die Luftzufuhr absperren wollten, um das Feuer zu ersticken, ein und verbrannten. Die Holzstützen im Schacht waren schon verkohlt und vermochten das Erdreich nicht mehr zu tragen. Ein Oberingenieur, der diese Arbeiten geleitet hatte, konnte schwerverletzt ans Tageslicht gebracht werden, erlag aber kurz darauf seinen schweren Verletzungen.

Jagd durch Amerika

ROMAN VON HANS HIRTHAMMER

URHEBER-RECHTSSCHUTZ: VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

(14. Fortsetzung.)

Ein gewöhnlicher Sterblicher wäre einfach abgesackt. Der Gelbe schnappte nach Luft, taumelte, aber es gelang ihm, den zweiten Hieb rechtzeitig abzuwehren und seinerseits einen guten Treffer zu landen.

Bevor es zu einer Entscheidung kam, erschien Dreeks mit seinem Anhang unter der Tür. Mit einem wahren Indianergeheul stürzte sich die ganze Meute auf Holland, der beim Anblick der Uebermacht unwillkürlich an die Wand zurückwich, um sich die Rückendeckung zu sichern.

Wütend wandte sich Chung um. Da sie alle an Holland heranwollten, nahmen sie dem Chinesen die Bewegungsfreiheit und waren ihm beim geschickten Ausweichen hinderlich.

Holland nahm sofort seinen Vorteil wahr und knallte dem Gelben eins unter die Nase, daß die Funken sprühten.

Der Getroffene schrie auf, wollte mit seiner Rechten ausholen, stieß dabei mit seinem Ellbogen Kapitän Dreeks vor die Brust — und schon saß ihm Hollands Faust wieder im Gesicht.

Der Deutsche schien jetzt erst richtig in Form zu kommen. Nun holte er mit beiden Armen gleichzeitig aus und warf sich auf den Gelben. Der schwankte, und riß im Sturz die hinter ihm Stehenden mit sich.

Im nächsten Augenblick wälzten sich Chung, Dreeks und noch ein Matrose zeternd und brüllend auf dem Boden. Da die übrigen sofort rachenschnaubend nach vorne drückten, vermochten die Liegenden nicht mehr hoch zu kommen.

Plötzlich krachte ein Schuß. Es war der zweite Steuermann, dem es nach vielen Mühen gelungen war, auf Grund zu gelangen und Hollands Pistole zu erwischen.

Haarscharf pfiff die Kugel am Ohr Hollands vorbei und schlug splitternd an die Wand.

Blitzschnell änderte Holland seine Taktik. Er warf sich zu Boden, gerade noch rechtzeitig genug, um der zweiten Kugel zu entgehen. Er griff mit den Händen aus — und wie die Sichel in die Halme fährt, so faßte er einen um den andern an den Beinen und brachte sie zu Fall.

Ein wilder Menschenknäuel wälzte sich in ohnmächtiger Wut auf dem Boden der Kajüte.

Indessen hatte aber Dreeks die Wand gewonnen, er richtete sich auf, arg zerschunden war sein Gesicht von den Tritten und Stößen.

Mit einer grimmigen Bewegung wischte er sich Schweiß und Blut ab, sein Befehl trieb die Leute aus dem Raum. Es wurde Platz, und nun bot es keine Schwierigkeit mehr, den auffässigen Mann, der immer noch am Boden lag, zu überwältigen.

Da aber drängten die anderen, die sich entfernt hatten, wieder in den Raum zurück, bleichen Schreck in den Gesichtern. Draußen gab es einen erregten Wortwechsel, Holland hörte die lauten Stimmen seiner Freunde, wie Siegesfanfaren klang es ihm in die Ohren.

Sie schienen mit erhobener Waffe von beiden Seiten den Gang vorzudringen, denn alle, die sich bisher noch draußen aufgehalten hatten, suchten nun im Innern der Kajüte Schutz und Deckung.

Das Gedränge drinnen wurde fürchterlich, und da der Kapitän und die Seinen noch immer nicht begreifen konnten, was draußen vorging, entstand ein schrecklicher Wirrwarr durcheinanderschreiender Stimmen.

Holland, der wieder an die Wand zurückgedrängt worden war, sah ein, daß der schneidige Vorstoß seiner Freunde erfolglos bleiben mußte, wenn er hier herinnen der Rache der tobenden Leute ausgeliefert war. Sie würden in ihrer Wut kaum vor einem Mord zurückschrecken.

Wenn er also handeln wollte, mußte es sofort geschehen, solange er noch ihre Verwirrung und Unsicherheit zu Verbündeten hatte.

Er überlegte. Dann schob er sich vorsichtig auf den Tisch zu, der unter dem Bullauge an der Wand stand. Nun ein Satz!

Holland steht auf der Tischplatte.

„Hallo! Haltet ihn!“ schreit Dreeks mit überschlagender Stimme.

Bevor die Zunächststehenden überhaupt begreifen können, um was es sich handelt, duckt sich Holland blitzschnell nieder.

Nun schnellt er hoch, stößt sich ab, saust mit einem schneidigen Hechtsprung über die Köpfe der Männer weg auf die Türe zu, und landet, wenn auch etwas unsanft, in Mooseders Armen.

Keinen Augenblick zu spät, denn schon knallte ein Schuß und zersplitterte ein Stück des Türrahmens.

Der Lärm in der Kajüte steigerte sich zur Raserei. Allmählich schienen die da drinnen zu merken, wie die Dinge lagen. Mehrmals versuchten die Hintenstehenden ihre Vordermänner durch die Tür hinauszudrücken. Aber die hielten stand, denn Sprüngli und Mooseder sahen nicht danach aus, als hätten sie ihre Pistolen nur so zum Spaß in der Hand.

Walter Holland war von seinen Getreuen mit schallendem „Hurra!“ empfangen worden. Fritz, der Schiffsjunge, hätte ihm beinahe den Arm aus dem Gelenk gerissen:

„Das ist ja toll!“ schnaufte Holland. „Großartig habt ihr eure Sache gemacht — aber was fangen wir nun mit den Kerlen an?“

Mooseder kratzte sich mit der freien Hand seinen dicken Schädel. „Das wann i wüßt!“

„Aber ich weiß es!“ rief Fritz, steckte seine Pistole ein und eilte, ohne eine weitere Erklärung abzugeben, davon.

Inzwischen hatte sich Dreeks bis zur Tür vorgeschoben und blickte mit vor Wut verzerrtem Gesicht auf die kleine Gruppe, die es wagte, ihn mit der Waffe zu bedrohen.

„Euch reitet wohl der Satan, he? — Vielleicht sagt ihr mir wenigstens, was das bedeuten soll!“

„Dös bedeit' weiter gar nix!“ meinte Mooseder gelassen. „A bisserl meutern tun wir halt, wann's der Herr Kapitän erlaubt!“

„Das wird euch verdammt teuer zu stehen kommen!“

„Abwarten, Herr Kapitän, abwarten! Wir werden schon sehen, wer zuletzt — — —“ (Forts. folgt.)

1910
1912
1913
1914
1921
1923
1924

1886
1936
MITTEILUNG
für den Raucher
Wir feiern unser 50jähriges Jubiläum und bringen eine neue Mischung, die uns besonders gut gelungen ist. Der Raucher wird deshalb höflich eingeladen zu einem Versuch unserer
JUBILÄUMS MISCHUNG
3 1/3 ₰
SALEM GOLD
1886 ★ JUBILÄUMS-MISCHUNG ★ 1936

Copyright by Carl Duncker-Verlag.

(13. Fortsetzung.)

Im vorhergehenden Kapitel wurde erzählt:

Fast eine Woche schon zieht die Karawane Charley Biddles durch die Durststrecke. Die Gesichter der Männer sind hart geworden. Selbst Bill ist verbissen. Der alte Biddle macht wie ein Höllenhund über die Kanister. Bis dahin glaubte Helga Trolle nicht an das Diamantenfeld. In einer Auseinandersetzung mit Kitty äußerte sie wieder ihre Zweifel, was Kitty zu der scharfen Frage veranlaßt, was sie dann in den Busch treibe. Nach den Strapazen des Wüstenmarsches werden selbst bei Helga die Zweifel geringer, sie bekommt Respekt vor Charley und Kitty. Thomas Hart erscheint ihr nicht mehr als der Lügner. Er paßt nach ihrer Ansicht aber nicht in die Wüste.

Bill Ostler würde, wenn er sie fragen sollte, ob sie seine Frau werden wolle, sich nicht lange mit der Vorrede aufhalten und nicht scheu und traurig wie Thomas Hart um sie herumstreichen, sondern sie einfach lachend in die Arme nehmen und . . . Helga fühlt ein gewisses wohliges Schauern in den Gliedern, wenn sie daran denkt. Es wird auch sicher nicht ausbleiben. Daß der blonde Bill bis über die Ohren in sie verliebt ist, sieht jeder. Er gibt sich auch gar keine Mühe, es zu verbergen, hat sogar lachend gesagt, daß er ihr „etwas sehr Wichtiges erzählen wolle", sobald man Fantom-Field und die Diamanten gefunden habe. Und Helga Trolle überlegt allen Ernstes, was sie ihm wohl antworten wird, wenn er sie eines Tages fragt. Aber bis jetzt hat sie sich noch nicht darüber klarwerden können, wie wohl ihre eigene Antwort lauten wird.

Seit zwei Tagen sind die Augen der Männer aufmerksamer und schärfer geworden, wenn sie in die Sonnenglut hinausblicken. Die letzten Wagenspuren sind verschwunden, auch die Fährte der Kameraden vom Run. Nichts, nichts ist mehr da als Wüste und Einsamkeit. Die Wegrichtung zeigt der Kompaß an. Wenn man die gerade Strecke weiterfährt, muß man in weiteren sechs Tagen aus der Durststrecke herauskommen. Aber irgendwo hier herum ist der Ort, an dem die drei damals zusammengebrochen sind. Irgendwo hier muß noch an einem Dornenstrauch der Fetzen eines Hemdes hängen. Hat man den, so heißt es abbiegen und sich entscheiden, nach welcher Richtung man gehen will. Wach, aufmerksam suchen die Augen jeden einzelnen der dornigen Büsche ab.

„Heil" Es ist am Nachmittag des siebenten Marschtages, als Kitty Allister plötzlich diesen grellen Raubvögelschrei ausstößt und mit einem Ruck ihr Maultier zur Seite herumreißt. Die Augen der Männer folgen ihrer ausgestreckten Hand. Wahrhaftig! Da drüben an einem verkrüppelten, einsamen Strauch hängt müde etwas Gelbliches, ein zerrissener, fast farbloser Stoffetzen.

Halt! Biddle zieht die Zügel an und bringt den Wagen zum Stehen. Thomas und Billy sind schon aus dem Sattel und bei Kitty, die vorsichtig den brüchigen Stoffrest von den Dornen löst. Ein Aufatmen geht durch die ganze Karawane. Ein Erfolg! Das Finden dieser Stelle ist unbestreitbar ein Erfolg, denn beim Run haben Hunderte nach dieser Stelle gesucht und sie doch nicht gefunden. Vielleicht, weil die Stelle viel näher am gewohnten Wege lag, als anzunehmen war. Thomas erkennt mit Bestimmtheit das kleine Stückchen Stoff wieder. Jeder Zweifel ist ausgeschlossen.

Für heute ist es zu spät zum Weitermarsch. In einer Stunde wird die Dunkelheit da sein, plötzlich, ohne Dämmerungsübergang, wie sie in diesen Breiten immer kommt. Also lagern. Mit Messer und Beil werden die wenigen Dornensträucher in der Nähe zusammengehauen, ein Lagerplatz ausgebrannt. Skorpione und Schlangen verirren sich zwar selten hierher, denn die Durststrecke bietet selbst dem niedrigsten Getier zu wenig Lebensmöglichkeiten, aber besser ist besser. Den Maultieren braucht man hier nicht mehr die Vorderfüße zusammenzubinden. Sie sind viel zu klug, um hier in die Wildnis hinauszurennen, sie bleiben schon ruhig in der Nähe des Wagens, in dem ihre schnuppernden Nüstern die Wasserkanister wittern.

Als die Dunkelheit kommt, lagert die ganze Gesellschaft um ein still und düster schwelendes Feuer, und zum ersten Male, seitdem man in der Durststrecke ist, wirft man sich nicht müde und verdrossen in die Schlafsäcke, sondern genießt sein Abendbrot mit gutem Appetit. Daß man heute gemeinsam am Feuer sitzt und gemeinsam ißt und erzählt, das ist fast wie ein Festmahl hier in der Wüste.

„So weit wären wir", sagt der alte Biddle befriedigt, noch den letzten Bissen kauend. „Morgen früh kann's losgehen."

„Ich freue mich mit euch, Charles", sagt Kitty, und hat blanke Augen. Auch Helga ist von der Erregung der Männer angesteckt und fühlt eine Freude in sich, als ob sie selber wirklich einen Anteil habe an dieser Fahrt.

„Langsam, langsam", warnt Thomas Hart bedächtig. „Kein Grund zum Hurrafschreien, Jungs. Die Schwierigkeiten fangen jetzt erst an." In Helga erlischt die Freude. Daß dieser Hart auch immer jedes Lichtlein auspusten muß mit seiner Vorsichtigkeit und seinen Bedenken! Aber Kitty und der alte Biddle nicken bestimmend, als Thomas ruhig die Sachlage schildert:

„Wir haben den Ausgangspunkt gefunden. Well. Hier ist die Stelle, wo wir damals schlapp machten. Aber wir wissen nicht, aus welcher Richtung wir damals kamen. Irgendwohin müssen wir von hier aus abbiegen."

Biddle nickt noch einmal. „Richtig, Kamerad. Soviel ich mich erinnere, hatten wir auf dem Marsch damals die Morgensonne halblinks vor uns."

„Also müssen wir jetzt Westsüdwest marschieren", meint Kitty. Thomas macht ein bedenkliches Gesicht.

„Was Biddle sagt, ist schon richtig. Aber das war eine Woche fast vor unserem Zusammenbruch. Dann kam das Fieber, der Durst. Wir sind dann tagelang durch den Busch getorkelt, kraftlos, in den letzten Tagen schon halb bewußtlos, und wissen nicht, ob wir in diesen letzten Tagen von der Richtung abgewichen oder vielleicht sogar im Kreise gegangen sind."

„Auch wieder richtig." Biddle kratzte sich den Kopf. „Was machen wir da?"

„Knobeln", schlägt der unverwüstliche Bill vor, aber diesmal findet er keinen Anklang. Die Sache ist zu ernst. Alles hängt davon ab, ob man jetzt den richtigen Weg findet. Schlägt man einen falschen ein, so irrt man wochenlang in der Durststrecke herum oder kommt günstigstenfalls an irgendeiner Stelle wieder aus ihr heraus, aber nicht da, wo Fantom-Field liegt. Thomas Hart besinnt sich lange.

„Wißt ihr noch, Jungs? Damals, als wir noch unsere fünf Sinne beisammen hatten, haben wir anfangs versucht, den Weg zu markieren. Wir haben leere Konservenbüchsen an die Büsche gehängt."

„Jawohl", fällt Biddle ein, „das war, als wir noch wußten, daß wir in ostnordöstlicher Richtung gingen. Aber das hilft uns ja jetzt noch nicht."

„Ich glaube doch", sagt Thomas langsam. „Eines wissen wir bestimmt: daß wir nicht aus südwestlicher Richtung kamen, nämlich von da, woher wir jetzt gekommen sind. Ueber die wirkliche Richtung wissen wir nichts, und es hat keinen Zweck, ein Rätselraten anzufangen. Aber wenn wir irgendeine Richtung von hier aus verfolgen — sagen wir etwa Nordwest — dann muß sich in spätestens sechs Tagen zeigen, ob diese Richtung die rechte ist. Denn dann müssen wir irgendwo auf unsere Markierungszeichen stoßen."

„Und wenn wir keine Zeichen finden?" begehrt Bill, dem dieser Vorschlag zu langweilig erscheint, unwillig auf.

„Dann ist die Richtung falsch", sagt Thomas ruhig. „Dann müssen wir kehrtmachen und hierher, an den Ausgangspunkt, zurückgehen."

„Na? Und dann?"

„Von hier aus wieder eine andere Richtung einschlagen", sagt Thomas trocken.

Zeichnung Eisner

Der alte Biddle rechnet mit allen zehn Fingern. Sechs Tage hin, sechs zurück. Macht zwölf. Zehn verschiedene Richtungen kommen in Betracht. Macht 120 Tage! Jesus Christ! Eine Unmöglichkeit. Proviant und Wasser reichen für 30 Tage, wenn man die Rationen streckt, notfalls 40 Tage. Also kann man höchstens drei Richtungen verfolgen.

„Und wenn wir bis dahin den richtigen Weg nicht gefunden haben, Kamerad? Was dann?"

Thomas sieht in die Luft. „Dann bleibt uns nichts anderes übrig, als die Expedition aufzugeben und den Heimmarsch anzutreten."

„Yes", sagt der Alte verbissen. „Neu proviantieren in Bloomfield und dann wieder hierher und die Sache von vorne anpacken, bis wir den richtigen Weg gefunden haben."

Thomas nickt, aber Bill fährt wütend auf.

„Meinetwegen könnt ihr alle nach Hause gehen! Ich geh nicht zurück, bevor ich Fantom-Field gefunden habe! Und ich werde es finden. Oder ich bleib hier draußen wie Ben!"

Es ist unvernünftig, was er da sagt. Thomas Harts Vorschlag ist viel sachlicher und klüger, aber Helga nimmt innerlich fast leidenschaftlich für Bill Partei. Dieses verwegene Draufgängertum gefällt ihr. Kitty und der alte Biddle aber verstehen diese Sprache nicht, ein Greenhorn redet so aber kein vernünftiger Digger. Sie ziehen beide Thomas' vernünftigen Vorschlag vor.

„Sagt mal, Jungs, wie ist das eigentlich, wenn wir den Claim finden", fragt Kitty, nachdem die Art des Vorgehens bestimmt ist. „Habt ihr schon jeder euren Claim abgemessen, oder . . .?"

„Wir haben da, wo wir die Diamanten fanden, einen Steinmann zusammengetragen. Zum Abmessen hatten wir keine Zeit, weil das Wasser zur Neige ging und wir schleunigst zurück mußten."

„Also kommt's doch auf einen Run hinaus", sagt Kitty interessiert.

Thomas lächelt ein wenig. „Warum? Wir haben das Feld gemeinsam gefunden. Wir werden uns auch gemeinsam in den Ertrag teilen."

„Blödsinn!" Kitty verliert allen Respekt vor Thomas, den sie eben noch bei seinem sehr vernünftigen Vorschlag hatte. Er ist eben doch ein Grünhorn. „So was gibt's hier nicht", belehrt sie ihn herablassend. „So was macht kein Digger. Wer zuerst kommt, steckt sich zuerst seinen Claim um die Fundstelle ab. Die anderen schließen sich daneben an. Ist immer so gewesen, nicht wahr, Biddle?"

„Ist so", bestätigt der alte Biddle.

Thomas nickt ihm freundlich zu. „Wird auch nebenan noch genug liegen, was, Charles?"

„Möglich. Kann aber auch sein, daß nebenan gar nichts liegt", sagt der Alte nachdenklich.

Bill schneidet ein Gesicht. „Warum zerbrechen wir uns jetzt darüber die Köpfe? Erst mal den Claim finden. Ich bin dafür, daß wir schon vor Sonnenaufgang losziehen. Gute Nacht."

Die Männer rollten sich in ihre Schlafsäcke. Helga und Kitty kriechen in den Wagen. Sie sind ganz gute Kameraden geworden in diesen Tagen. Kitty hat sich mit dem Vorhandensein der anderen Frau ausgesöhnt. Die Schwedin hat zwar wenig Ahnung von Diggerbrauch und Lagerleben, aber sie hält wenigstens den Marsch nicht auf. Sie klagt nicht über die Strapazen, sie macht ihren „Turn" beim Essenkochen und Geschirrspülen und benimmt sich überhaupt viel weniger zimperlich, als man einer Lady zutrauen sollte. Für den Grund ihrer Mitfahrt hat Kitty inzwischen eine Erklärung erhalten. Erst hat sie sich den alten Biddle gelangt und ihn ausgefragt. Aber der sieht ja nur eines: Fantom-Field. Er hat Kitty ganz verwundert angeschaut und nur geantwortet, der Grund sei doch sonnenklar: das Mädchen wolle sich eben einen Anteil an Fantom-Field sichern genau wie Kitty. Daraufhin hat Kitty sich an Thomas Hart herangemacht, und der hat ihr eine bessere Antwort geben können. Sie hat ihm geradeheraus gesagt: „Das mit Fantom-Field ist Schwindel bei ihr. Sie glaubt gar nicht an euren Claim." Thomas hat geantwortet: „Ich weiß", und auf ihre erstaunte Frage nur mit den Augen zum Wagen hinübergedeutet, wo Helga und Bill dicht nebeneinander saßen und sich etwas erzählten.

„Ach! Wegen dem?" Kitty ist sofort im Bilde gewesen und hat verstanden. Warum nicht? Gab einmal eine Zeit, wo sie es auch fertiggebracht hätte, sich an einem hoffnungslosen Run zu beteiligen, um in der Nähe eines gewissen Mannes zu sein.

Helga hat ihrerseits in diesen Tagen einen aufrichtigen Respekt bekommen vor der roten Kitty. Mag sie ein Doppelleben führen, mag sie sein, was sie will — hier draußen ist sie jedenfalls ein prachtvoller Mensch, gleichwertiger Kamerad unter Männern, zäh, tapfer, erfahren. Man muß sie bewundern.

Dennoch ist ein heimliches, uneingestandenes Mißtrauen zwischen den beiden Frauen geblieben, denn jede fühlt, daß die andere sich zurückhält, daß jede bemüht ist, eine Scheidewand aufzurichten, hinter der sich Uneingestandenes, Heimliches verkriecht. Ganz und gar nicht gefällt es Helga, daß die rote Kitty so gute Kameradschaft mit Thomas Hart hält, und daß auch er sich bedeutend mehr mit Kitty unterhält als mit ihr. Eifersucht? Lächerlich! Sie will ja nichts von Thomas. Bill gefällt ihr viel besser, und der hat nur Augen für sie, nicht für die rote Kitty. Und dennoch ärgert es Helga irgendwie, daß Kitty und Thomas so gute Kameraden sind.

XIV.

Es war nichts mit der nordwestlichen Richtung. Die Karawane ist zurückgekehrt und liegt wieder am Ausgangspunkt, dort, wo der kleine Stoffetzen am Busch hing, jetzt deutlich erkennbar durch die Brandnarbe der Feuerstellen und die Haufen von leeren Konservenbüchsen.

Helga Trolle liegt im Schatten der Wagenplane und sinnt müde vor sich hin. Wo ist die Welt? Wo der kleine Laden in der Falungatan in Stockholm, wo Kimberley? Der Vater, Hickson, die schwarze Börse, alles ist so unendlich fern geworden, verschluckt vom gleichmäßigen, einförmigen Leben im Busch.

Aus den zwölf Tagen, die man für den Vor- und Rückmarsch berechnet hat, sind sechzehn geworden. Man ist nur langsam vorwärts gekommen, weil man dauernd einen gewissen Streifen rechts und links nach den Markierungszeichen abluchen mußte. Und als man nach sieben ergebnislosen Tagen zurückwollte, ist Bill rabiat geworden und allein noch eine Tagesreise weiter geritten, weil er darauf geschworen hat, man sei noch nicht weit genug vorgedrungen, um auf die Zeichen zu stoßen. Man hat auf ihn warten müssen, denn mehr als einen halben Kanister Wasser hat er auf seinem Reittier nicht mitführen können. Aber am nächsten Tage ist auch Bill erfolglos zurückgekommen, und da hat er zum ersten Male Helga nicht gefallen. Ein unbeherrschter, zorniger, wüst fluchender Mensch, wütend und gereizt, weil das Geschick gegen ihn war. Nun ist man wieder am alten Lagerplatz und rastet einen Tag. Bill ist wieder optimistisch und lustig. Auch in Helga haben die Wochen in der Wildnis bereits ihre Spuren gelegt. Ihr Gesicht ist hager geworden von den ungewohnten Strapazen, die Finger hart von der Lagerarbeit, die Augen doppelt so scharf und kalt, wie sie früher waren. So lange sie die Expedition nur als ein kurzes Intermezzo betrachtete, da fühlte sie sich hingezogen zu dem flotten, verwegenen Bill, so wie man sich zu einem sympathischen Romanhelden hingezogen fühlt, der alle männlichen Tugenden besitzt: tapfer, mutig, tollkühn, ein Draufgänger, der nicht lange fragt und fackelt, lieber kreiert, als daß er aufgibt und zurückweicht. Jetzt aber, wo Helga gelernt hat, daß im harten Buschleben kein Platz ist für Bravourstückchen, daß nur ruhige, zähe Vernunft diese Wüstenwelt bezwingen kann, versteht sie auch, daß Bill nicht recht in diese Welt hier draußen paßt trotz aller Körperkräfte und Verwegenheit. Und ihr Interesse wendet sich wieder mehr Thomas Hart zu, der still und besonnen, vorsichtig wägend und ohne jede romantische Abenteuerlust und Begeisterung mit dem alten Biddle und Kitty Maßnahmen berät, die zu treffen sind.

Und es gibt viel zu erwägen und zu beraten.

Vor allem die Wasserfrage. Es hat sich schon gezeigt, daß die Berechnung des alten Biddle, nach der das Wasser für 40 Tage reichen sollte, ein Loch hat. Man hat in der furchtbaren Hitze mehr verbraucht, als man eigentlich wollte. Ein paar Tage hat Helga mit Fieber im Wagen gelegen und in dieser Zeit die doppelte Ration Wasser bekommen. Umschläge und massenhaft geschluckte Chinin haben sie wieder auf die Beine gebracht. Nach einer genauen Aufstellung, die Biddle und Thomas vorgenommen haben, reicht der Wasservorrat nur noch für 14 Tage. Mit dem Proviant ist es noch schlimmer. Der muß schon scharf rationiert werden, denn Wild gibt es in dieser Gegend nicht zu jagen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine reich gesegnete Familie

Landwirt Föhrenbach • Vater von 32 Kindern

Frau Föhrenbach muß jeden Morgen zum Frühstück nicht weniger als zwei Landbrote aufteilen und bestreichen.

Der Weg führt über Neustadt nach Rötenbach im Badischen. Es gibt nichts Besonderes hier zu sehen. Dort — auf dem Hof eines winzigen Gehöftes — sitzt ein Blondkopf und putzt Schuhe; große und kleine, alte und neue, derbe Männerstiefel, rüsterbeklebte Jungensbotten und zierliche Kindersandalen. Der Fremde staunt. Wo kommen die vielen Schuhe her? Fünfzehn, sechzehn, siebzehn, achtzehn, neunzehn . . . Paar? Die Riesenbürste ist fast zu groß für die kleine Hand der Sechsjährigen. Sie trägt blonde Hängezöpfe und hat blaue Augen.

„Johanna, bist du bald fertig?" Ein alter Herr schaut zum Küchenfenster raus. Sicherlich der Großvater. Er hat wulstige Augenbrauen und einen Schnauzbart wie die Schutzleute von anno dazumal.

„Flott, flott," sagt er, „die Anna muß zur Schule, der Andreas aufs Feld und der Josef nach Neustadt."

„Schon fertig," erwidert das Mädel und schleppt einen Arm voll Schuhzeug ins Haus. Der Alte steckte die Tobakspiep in Brand.

„Ein fleißiges Enkelchen haben Sie," lache ich ihm zu. „Da können Sie stolz drauf sein."

„Enkelkind?" Der biedere Rötenbacher schüttelt den Kopf. „Das ist mein Kind und dazu noch nicht einmal das jüngste. Der Kleinste, der Gerhard, zählt erst drei Lenze. Am 5. Mai hatte er Geburtstag.

Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Will mir der Alte einen Bären aufbinden? Er ist doch bestimmt schon hoch in den Sechzigern? Fieberhaft suche ich aus seinem Mienenspiel den Schalk herauszufinden. Aber nein, die Augen blicken ernst und so wahrheitsliebend, daß ich nicht anders kann, als das Gehörte zu glauben.

„Da haben Sie aber spät angefangen . . ." Er läßt mich nicht ausreden. „Erlauben Sie mal. Mein erstes Kind, der Wilhelm, wurde 1869 geboren. Am 1. Dezember. Das sind 46 Jahre nach Adam Riese."

Mir verschlägt's den Atem. Daher also die vielen Schuhe, die die Kleine in zweistündiger Arbeit geputzt hat.

„Uebrigens, Föhrenbach ist mein Name, Robert Föhrenbach, Landwirt," stellt sich unvermittelt der Alte vor. „Wenn Sie es genau wissen wollen, der Gerhard ist mein 32. Kind. Das können Sie getrost glauben. Ich kann es schwarz auf weiß beweisen. Hier ist das Familienbuch."

Er reicht mir einen vergilbten abgegriffenen Band zum Fenster hinaus. Ich schlage die Seite „Eigene Kinder" auf. Sie ist künstlerisch umrahmt und zeigt den Schutzengel der Kinder im Bilde. „Siehe, Kinder sind eine Gabe des Herrn," steht in Druckbuchstaben über den ungelenken Schriftzügen der langen Liste.

Der biedere Bauer hat den Psalmvers in jeder Weise erfüllt. Ueberreich sogar. Der Platz für die Eintragungen hat nicht einmal ausgereicht. In langer Reihe, kreuz und quer und an den Rand geschrieben stehen da die Namen und Geburtsdaten der 32 Kinder verzeichnet: Rosina, Theresia, Paula, Johanna, Klara, Wilhelm, Andreas, Franz, Karl, Josef . . . Januar, Februar, März, April . . . Kinder aus allen Jahreszeiten und Monaten. „Sie sind alle getauft worden," höre ich. Schwarze Kreuze erzählen von Leid und Trübsal. Dreizehn sind gestorben. Fast alle in einer Zeit, da sie der Schule längst entwachsen waren. Darunter drei Söhne, die auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges fielen, aber die stolze Freude des Kinderreichtums half auch diesen schweren Schmerz lindern.

Ein paarmal im Jahr kommt die ganze Familie Föhrenbach zusammen. Hier sehen wir die Eltern und 15 der noch lebenden 19 Kinder.

Neunzehn Kinder leben noch. Unmündige und solche, die schon selbst verheiratet sind und wieder Kinder haben. Das Haus wäre zu klein, wenn sämtliche Nachkommen Föhrenbachs darin Platz und Wohnung finden sollten. Nur zu besonderen Gelegenheiten ist die ganze Familie vollzählig versammelt, an Fest-, Feier- und Geburtstagen. Dann reichen Teller und Tassen, Messer, Gabeln und Löffel kaum aus, wenn es heißt: Das Essen ist fertig. Frau Föhrenbach kann ein Liedchen davon singen. Besuchstage sind Großkampftage für sie. Ein Glück, daß der Vater Bauer ist. Landwirtschaft und Viehzucht wenigstens die vielen Lebensmittel aus eigener Erzeugung liefern.

Kindersegen! Man merkt der großen Familie keine Not an. Alle sind frisch und gesund, lebensbejahend und lustig, trotz der vielen Arbeit, die es hier zu verrichten gibt: Strümpfe stopfen, Wäsche waschen, Hosen flicken, Kartoffeln schälen, Mohrrüben putzen, Schweine füttern, Feld bestellen, Ernten, Dreschen usw. usw.

68 Jahre ist der Landwirt alt und seit 1883 Mitglied der freiwilligen Feuerwehr. Trotz seines hohen Alters ist er rüstig wie ein Junger geblieben, und keiner im Dorfe würde sich wundern, wenn der Klapperstorch am Haus des Kindersegens noch ein paarmal anklopfen würde.

32 Kinder! Das gibt's fürwahr nicht alle Tage. Wenn eine Frau mehr als zehn Kinder hat, so wird das schon als außergewöhnlich angesprochen. Ueber zwanzig Sprößlinge zählen schon zu den Wundern. Und doch gibt es in Deutschland eine große Reihe von Beispielen, wo die Geburtsregister der Familienbücher unter der Rubrik Kinder zwanzig und mehr Eintragungen aufweisen. **W. Sch.**

Der Bauer Föhrenbach ist ein treusorgender Vater.

Aufnahmen (3): Wehner (Mauritius).

Für die Hausfrau

Aus wenig Stoff...

Klein anfangen das praktische Kleid

Das Selbstschneidern gehört immer zu einer beliebten Beschäftigung aller tüchtigen Hausfrauen, die nicht nur Anerkennung der Familie, sondern auch die praktischen Vorteile, die sich daraus ergeben, zu schätzen wissen. Ein selbstgenähtes Kleid zeugt vom Geschmack und von der Geschicklichkeit seiner Urheberin, man hat sofort das Gefühl, etwas Besonderes zu tragen und spürt gern die geringe Belastung des Wirtschaftskontos. Gerade bei der einfachen Sommerkleidung, die wenig Material und Arbeit erfordert, wird am mutigsten mit den Probierkünsten der Hausschneiderei begonnen.

So entstehen manchmal aus einem Rest oder aus wenigen Metern Stoff die schönsten Kleider, die später viel lieber und öfter getragen werden als die sorgfältig ausgewählten Modelle. Für den Beruf und im Haushalt, auf der Straße, im Freien, überall braucht man jetzt bequeme Kleidung, die sich leicht waschen läßt und immer frisch und ordentlich aussieht. Ein gutsitzender Schnitt erleichtert das Arbeiten einer modernen, unkomplizierten Form, man freut sich um so mehr, wenn ein Kleidungsstück schnell fertig wird und gut gelingt. Es müssen ja nicht so viele schneidertechnische Kniffe dabei sein. Schöner, kleidsamer Stoff und eine passende Machart garantieren schon für die richtige Wirkung

Auf der Reise und für die Ausflüge der zu Hause Gebliebenen ist der kombinierte Anzug sehr begehrt. Er soll sich bequem an- und ausziehen lassen und doch einen korrekten Eindruck machen. Die Kleiderschürzen, im Rücken oder an der Seite geknöpft, mit tiefem Ausschnitt für Sonnenbäder, werden durch ein aufknöpfbares Cape ergänzt, das den freien Rücken und die Schultern bedeckt. Werden Rock und Bluse einzeln angefertigt, dann findet die Bluse beim Strand- und Wochenendanzug an Stelle des dreieckigen Busentuchs Verwendung. Die lange, weite Hose aus einfarbigem Baumwollstoff ist der Hauptbestandteil des unentbehrlichen Strandanzugs. Sie kann zum Badeanzug und in Verbindung mit kurzärmeligen Waschblusen getragen werden. Statt der leichteren Waschstoffe wird auch schmiegsamer Strickstoff gebraucht, der in kühleren Tagen als sehr angenehm empfunden wird. Die lange Hose mit ergänzender Jacke ist der ideale Bade- und Hausanzug.

Die schlanke Linie

bleibt doch ein erstrebenswertes Ziel der auf Aeußerlichkeiten eingestellten Weiblichkeit, und die Mode hilft mit viel Verständnis denen, die wohl jung — aber nicht schlank sind. Die üblichen Formen der sogenannten Frauenkleider sind nicht immer die glücklichste Lösung des Problems: Eine Frau, die mit ihrer Figur nicht ganz zufrieden ist, braucht nicht auf modernes Material und jugendliche Formen zu verzichten. Man achte nur auf die schlank machende Linienführung, gedeckte Farben beim Blusenmuster oder auf eine streckende Ausschnittgarnierung, die manchmal alles ausmachen. Bei geschickter Anwendung modischer Kleinigkeiten ergeben sich tragbare Formen, die mit Rücksicht auf Karo-Streifen- oder Blumenmuster sehr vorteilhaft wirken.

1. Diagonalstreifen am Mattkreppkleid machen schlank, besonders wenn die Form gürtellos und mit spitzem Ausschnitt verarbeitet wird; eine schmale Glasbatistrüsche umrahmt den Ausschnitt. Die Dreivierteljacke Nr. 2 mit schräggestelltem Verschluß und nicht zu weiten Puffärmeln ergänzt die einfarbigen Sommerkleider. Der Einsatz mit Plissee oder mit schmalen Falten reicht über den geraden Rock mit einer schmalen Faltenpartie. Die streckenden Längsnähte wiederholen sich am Oberteil und an den Aermeln.

Text und Zeichnungen (2): Hildegard Hoffmann.

Hauswirtschaft in Stichworten

Wenn man gute Betten haben will, darf man nie Federn verschiedener Geflügelarten mischen, da sie sich sonst zusammenballen und filzig werden.

Knarrende Sprungfedern in Postermöbeln werden durch Annageln am Holzrahmen oder Annähen am Gurtband festgespannt und mit Oellappen abgerieben.

Die mit Oelfarbe gestrichenen Fenster und Türen dürfen im Jahre höchstens zweimal gründlich gereinigt werden, und zwar mit lauwarmem Wasser, dem Salmiak im Verhältnis von 12 : 1 zugesetzt worden ist. Unter öfterem Abwaschen leidet der Anstrich.

Hartes Brunnenwasser wird durch einen Zusatz von doppeltkohlensaurem Natron und Aufkochen weich gemacht.

Um zu vermeiden, daß Holz beim Eintreiben von Nägeln platzt, schlägt man vorher die Spitze des Nagels etwas breit.

Ein Kerl, dem nichts entgeht

Reporter zwischen Gangstern und Millionären · von Karl Ey

Der Küchenhelfer auf der Luxusjacht

(6. Fortsetzung.)

Gefunden!

Lina war draußen geblieben. Kimling meinte plötzlich ganz unvermutet: „Sollte man nicht erst — beten?"

„Es kann nichts schaden", flüsterte ich und versuchte vergeblich, den Kloß im Hals endlich herunterzuschlucken.

Dann sagte ich zu dem Sarg gewandt, gerade als ob der Tote uns hören konnte:

„Lieber Koester, verzeihe uns die Störung deiner Ruhe. Es ist ja nur deiner Tochter wegen" (wer kann an einem Sarg lügen?) — „und für unsere Zeitung . . ."

Kimling drückte mir fest die Hand und flüsterte dann:

„Nun aber los. Je schneller, desto besser."

Wir brauchten keine Stemmeisen. Der Deckel des Sarges öffnete sich so leicht, als ob von innen eine gute Macht unser Tun unterstützte . . .

Friedlich lag die Leiche da, kaum ein Zeichen der Verwesung war zu erkennen, nur der Unterkiefer war heruntergefallen, und aus der Mundhöhle blitzte und funkelte uns hell wie die Freiheit und die Gerechtigkeit der Diamant entgegen.

Kimling nahm ihn an sich. Er hüllte ihn in ein Tuch und steckte ihn in die Tasche. Ich schloß behutsam den Deckel des Sarges, und erschüttert und doch froh und leicht im Herzen gingen wir langsam wieder zur Gartentür . . .

Dann aber fiel die Beklemmung mit einem Ruck von mir ab. Ich hätte jetzt aufjauchzen und einen Indianertanz aufführen mögen. Auch Kimling war von dem Gelingen unseres Vorhabens angesteckt.

Er befühlte immer nur die Tasche, die den Edelstein barg, und sagte: „Donnerwetter, Donnerwetter."

Im nächsten Drogenladen, die in New York die ganze Nacht geöffnet sind, telephonierten wir beide.

Kimling zum Gouverneur. Ich an Mooney. Mein Gespräch war kurz:

„In Ordnung. Gefunden", brüllte ich nur. „Raus mit der Seite.

Ich verabschiedete mich von Kimling, der noch in der Nacht den Staatsanwalt aufsuchen und die Einstellung des Prozesses im Auftrag des Gouverneurs anordnen wollte.

Die Bombe platzte schon ins mitternächtliche New York hinein. Während die anderen Blätter noch in ihren letzten Spät- oder ersten Frühausgaben den Verhandlungsverlauf des Konjuela-Koester-Prozesses über die ganzen ersten Seiten brachten, erschien das Journal mit den Schlagzeilen:

Zusammenbruch der Anklage gegen Konjuela Koester!
Der Diamant an der Leiche des Vaters gefunden.

Diesmal war mein Reportername „Key" fast fingerbreit gedruckt.

Ein Lohn aus blauen Augen

Ausgabe folgte in dieser Nacht auf Ausgabe bis zum Vormittag hinein. Immer neue Einzelheiten waren zu schildern. Die Nachtfahrt zum Gouverneur, die Szene im Mausoleum. Und schließlich mußte gemutmaßt werden, wie der Diamant in den Mund der Leiche gekommen war. Man war sich darüber einig, daß der alte Herr noch im Sterben den Diamanten in den Mund steckte, da er die krankhafte Befürchtung hegte, der Stein werde seiner Familie Unheil bringen. Hätte der alte Koester aber geahnt, welche dunkle Wolke er gerade dadurch auf das blonde Haupt seiner Tochter lud . . . .

Der Zeitungsmann aber muß sich seinen Lohn anders suchen als in Gold.

Als ich mir gegen Morgen durch die vieltausendköpfigen Massen einen Weg bahnte, die noch immer das Zeitungsgebäude umlagert hielten, um weitere Ausgaben abzuwarten, erhielt ich manchen unwilligen Blick und manchen derben Rippenstoß als saftiger Störer. Und als ich mir dann ein Paket Zigaretten kaufen wollte und merkte, daß ich kein Geld hatte und mich nochmals durch die Menge hindurch zu dem Nachtkassierer drängen mußte, gab dieser nur brummend den verlangten Fünfdollarschein und sagte tadelnd, daß ich mein Gehalt jetzt schon um elf Dollar überzogen habe . . . .

Freilich, der warme Händedruck von Konjuela und der leuchtende Blick aus feuchten, blauen Augen waren schließlich eine Belohnung, die man selbst dann zu schätzen weiß, wenn man dringend 20 Dollar für einen neuen Ulster braucht . . .

*

Ich war nicht verwundert, als Mooney mir einige Wochen nach der Lösung des Diamantenrätsels den Auftrag gab, mich auf der im East River liegenden Luxusjacht „Cormoran" als Küchenhelfer beim Koch zu melden.

„Sie werden glatt engagiert. Borkenntnisse haben Sie sich ja an der Bowery bei den Griechen hinreichend erworben. Und nun passen Sie mal auf. Der Koch ist Deutschamerikaner Sie aber sind Deutscher, verstanden? Frisch von drüben und gänzlich unerfahren in dem merkwürdigen Wortgemisch, das man in schmeichelhafter Weise die amerikanische Sprache nennt . . . Keine Seele an Bord darf wissen, daß Sie englisch verstehen, mit Ausnahme des Funkers, dem Sie hin und wieder Mitteilungen nachen werden, auf die ich noch näher eingehen will."

„Also wieder mal so ein klein bißchen Spion", sagte ich verdrießlich.

„Als holden Lohn für Ihren fabelhaften Konjuela-Zauber dediziert Ihnen die Zeitung nicht die Kreuzerfahrt auf der Luxusjacht. Uebrigens dürfte es Ihr Interesse erregen, daß Herr Hinkler, der Testamentsvollstrecker des alten Koester, auch von der Partie sein wird. Daneben natürlich noch allerlei andere ehrenwerte Herren, die einen guten Namen an der Börse und ein schwarzes Herz im Leibe haben. Mensch, Charles, stellen Sie sich nicht so waldselig an. Ich selbst würde mir alle zehn Finger nach diesem Auftrag lecken, aber ich gehöre eben mal an den Arbeitstisch, und der Chef hat Sie bestimmt, weil Sie nun mal eben eine glückliche Hand und mehr Schwein als Verstand haben . . ."

Eine Verschwörung

„Ist denn an Bord eine Verschwörung beabsichtigt?"

„Eine Verschwörung gegen die heiligsten Belange dieser großen Nation, gegen die Bankkonten der kleinen Leute. Also hören Sie mal zu: Sie wissen ja auch, daß die Börsenkrachs sich merkwürdig häufen, daß die Industrie entweder dichtgemacht hat oder leerläuft, um den Schein der Beschäftigung vorzutäuschen und ihre Papiere an der Börse zu halten. Das tut sie nun natürlich nicht aus dem humanen Grund, das Geld ihrer kleinen Aktionäre zu schützen, sondern nur deshalb, um noch einmal die Papiere an der Börse hochzuklitzeln und dann die eigenen Aktien loszuschlagen, und „nach uns die Sintflut" oder die große Pleite, wie der Dichter so schön gesagt hat. Auf der „Cormoran" soll nun, dafür glauben wir hinreichend Beweise zu haben, ein letzter Schlag

Zeichnung: Schimpke.

Ich saß in der Kombüse des „Cormoran", als der Chefsteward die Treppe herunterkam, eine weiße, goldbetreßte Jacke und eine weiße Hose überm Arm.

auf das letzte Bargeld des großen Publikums unternommen und das eigene, an der Börse festgelegte Geld in Sicherheit gebracht werden. Wie die Herren Börsenmagnaten aber das Kunststück fertigbringen wollen, das wissen wir nicht. Und das sollen Sie erforschen, dann dem Funker ihre Entdeckungen mitteilen, und darauf werden wir schon ein solches Veto einlegen, daß die Kreuzerfahrt für die Herren Verschwörer nicht ins Haben-Konto gebucht werden kann."

„Börse und Aktien sind mir böhmische Dörfer, Mooney."

„Schadet auch nichts. Sie erzählen nur alles, was Sie gehört haben, dem Funker, und damit ist Ihre Arbeit getan."

„Und ausgerechnet mir werden die Herren ihre Pläne auf die Nase binden?!"

„Mensch, Charles, etwas mehr Grütze! Es ist doch klar, daß keiner der Leute einem Mitglied der Besatzung, vom Kapitän bis zum Steward, traut, und das mit Recht. Aber wenn sie zusammenhocken und Pläne schmieden, wollen die Herren doch trinken, dann fließt die Arbeit doch muntrer fort, wie ein Dichter Ihrer Nation gesagt hat. Und wenn sie trinken wollen, brauchen sie einen Aufwärter, und wenn sie einen Aufwärter brauchen, dann nehmen sie einen, der nach ihrer Ansicht kein Englisch versteht. Und das sind einzig und allein Sie! Haben Sie es nun kapiert?"

Ams „Kannitverstan"

Mooney hatte wieder einmal ganz richtig kalkuliert. Als offizieller „Kannitverstan" kam ich an Bord der großen Luxusjacht und redete ausschließlich Deutsch mit dem Koch, der anfangs nicht recht wußte, was er aus mir machen sollte, mir dann die Kartoffeln und das Gemüse unterstellte und erleichtert aufzuatmen schien, als ich damit zunftgerecht fertig wurde.

Es schienen ungefähr zehn Herren an Bord zu sein und auch einige Damen, wenigstens glaubte ich manchmal, die weißen Kleider durch die blaue Dunkelheit hindurchschimmern zu sehen.

O, wie wurde die Gesellschaft bedient!

Wie schneidig sahen doch die Stewards aus, wie liebevoll bereitete Schmidt, der Koch, die delikaten Speisen, wie eifrig hielt man allen Lärm und Schmutz der Arbeit von den Gästen fern, wie behutsam wurde ihnen morgens das Bad bereitet, wie verständnisvoll der Tisch gedeckt.

Ich saß in der sauberen, lichterfüllten Kombüse der „Cormoran", dachte an nichts und schälte Kartoffeln, als der Chefsteward ärgerlich die Treppe hinunterkam, eine weiße, goldbetreßte Jacke und ein Paar weiße Hosen überm Arm, und dem Koch verdrießlich zurief:

„Di hapt doch hier einen Dutchie, der kein Englisch versteht. Ist das der Bursche da, der Kartoffeln schält?"

Ich tat natürlich, als hätte ich nichts verstanden und schälte seelenruhig weiter. — Schmidt nickte:

„Frisch von drüben", lache er, „den kannst du Ochs und Esel auf englisch nennen, und er sagt noch freundlich: Danke schön."

„Die Herren scheinen irgend etwas bequasseln zu wollen, das für unsere Ohren zu schade ist. Der „Kannitverstan" soll sie heute abend im Salon bedienen. Laß ihn mir ab, Koch."

Der Koch sagte mir jetzt auf deutsch, was der Chefsteward von mir wollte. Jetzt durfte ich verstehen und sagte freundlich: „Ja, ja, gerne."

Unerwartete Begegnung

Die Stewardjacke paßte mir famos, auch die Hosen saßen, als ob sie für mich nach Maß geschneidert worden waren. Und dann begann der Privatkursus bei dem Chefsteward. Er zeigte mir eine Flasche und sagte „Whisky"; ich wiederholte das Wort. Dann den Syphon „Soda". Dann eine andere Flasche „Sherry", und so fort. Schließlich war er überzeugt, daß ich diese Grundworte jeder geschäftlichen Konferenz richtig verstanden habe.

Dennoch aber hätte ich bald der Lehrmeisterschaft des Chefstewards schlechte Ehre gemacht, denn als ich abends, gleich nachdem das Diner abserviert war, in den Salon trat, um meine Pflicht als verständnisloser Einschenkautomat zu übernehmen, wäre mir beinahe vor Ueberraschung das kleine Gläsertablett aus der Hand gefallen.

Am unteren Ende des großen, ovalen Tisches stand nämlich Konjuela Koester und blickte mich groß und starr und ungläubig an. Herr, steh' mir bei! Schnell setzte ich das Tablett auf die Mahagoniarichte und legte wie zufällig den Finger auf den Mund. Ein kaum merkliches Kopfnicken Konjuelas ließ mir einen Zentnerstein von der Brust rollen.

Ein alter Herr mit rotem, glattrasiertem Trinkergesicht rief mir zu:

„He, weiter, den Aschenbecher!"

Ich grinste blöde und verbeugte mich bedauernd. Der Chefsteward, der eben eingetreten war, um die letzten Abräumungsarbeiten der Tafel zu überwachen, erklärte:

„Dies ist der Bursche, Gentlemen, der kein Englisch versteht. Die Herren wünschten ihn ja."

„Ist gut", sagte der alte Herr, um dann, zu mir gewandt, auf deutsch zu fragen:

„Was stellen Sie denn sonst hier vor an Bord?"

„Kochsmaat", sagte ich mit bescheidenem, aber grinsendem Stolz.

Konjuela verließ mit einer anderen Dame, denen sich bald noch ein junger Herr anschloß, kopfschüttelnd den Salon.

„Na, also nun mal zur Sache, meine Herren", sagte dann der alte Herr und breitete eine Landkarte auf dem Tisch aus, „aber erst einmal (jetzt auf deutsch zu mir gewandt) können Sie die Zigarren herumreichen und die Flasche kreisen lassen."

Ohne Verzug kam ich dieser Aufforderung nach, und dann steckten die alten Herren die Köpfe zusammen.

Der große Bluff

„Also hier", sagte der alte Herr, der der Sprachsmann zu sein schien, „diese Insel hier mit dem roten Kreuz ist St. Cheton. Sie wissen ja, daß wir sie gekauft haben und es uns ein gutes Stück Geld kosten ließen. Aber jedes Geschäft verlangt eben ein gewisses Anlagekapital. Wir steuern jetzt drauf zu und sind in einigen Tagen dort. Die Insel ist völlig unbewohnt und vier Quadratmeilen groß, also schon eine ganze Ecke. Nun also, meine Herren, schlage ich vor, daß wir dieses Inselchen jetzt offiziell für unsere vier hier vertretenen Gesellschaften übernehmen. Man sagt, es gäbe Oelquellen von gewaltigem Ausmaß auf dem Eiland . . ."

Ein lautes amüsiertes Gelächter unterbrach den Sprecher, der gleichfalls über das ganze weinfrohe Gesicht strahlte.

„Nichts zu lachen, meine Herren, es kann ja stimmen. Was sagen Sie dazu, Professor? Kann nicht mal rechtzeitig ein Wunder geschehen?"

Ein listiger Herr mit goldener Brille nickte mit dem schön frisierten Kopf und meinte:

„Alles, was Sie wollen, meine Herren. Ich finde Oel oder auch Erz, ganz wie Sie es wünschen."

Wieder brach das Gelächter los, und man winkte mir, die Gläser zu füllen . . . Während ich das tat, warf ich einen Blick auf die Karte. Es waren die Bahama-Inseln.

„Also", fuhr der alte Herr wieder fort, „ein Professor des College für Technologie wird uns auf Wunsch bestätigen, daß wir auf der Insel unermeßliche Quellen vermuten dürfen. Das, meine Herren, bringt neues Leben an den Börse. Unsere Eisen-, Auto- und Stahlgesellschaften machen eben einen Abstecher in das Oelgeschäft. Unsere Aktien sind an dem enorm zu erwartenden Gewinn beteiligt. Wenn daraufhin an der Börse nicht die Kurse so anziehen, daß wir unsere Aktien mit herrlichstem Profit abwerfen können, dann will ich nicht Hinkler heißen."

Das war also Hinkler, der Vormund Konjuelas.

Als man dann nach einer weiteren Stunde fröhlichen Anschlagschmiedens auf die Börsen der kleinen Leute in Amerika meine Dienste nicht mehr gebrauchte, ging ich erst in meine Schlafkoje und, als alles still war, mit einem Butterbrot und einer Flasche Bier als Vertarnung hinauf in die Funkerbude.

(Fortsetzung folgt.)

Unfälle in den Bergen

Bei dem Versuch, als Alleingänger die Nordwand des Widderstein zu durchklettern, ist der 23jährige Bergsteiger Eduard Ellenrieder aus Ravensburg tödlich abgestürzt. Am Hochkalter wurden die seit dem 2. Juli vermißten Bergsteiger Oswald Schmidt und Friedrich Goldammer aus Dresden tot aufgefunden. Der Hergang des Unglücks ließ sich nicht feststellen. Aus Innsbruck wird berichtet, daß der 22jährige Hochschüler Hermann Elbs im Bettelwurf-Gebiet tödlich abstürzte. Wie aus Bozen gemeldet wird, haben sich zwei reichsdeutsche Touristen, Frau Anna Behrens aus Berlin und Peter Platen aus Krefeld, bei einer Besteigung des Ortlers verstiegen. Sie konnten jedoch im Verlauf der Nacht durch Lichtzeichen Bergführer alarmieren, die auf Skiern zur Hilfeleistung aufbrachen und die Rettung durchführen konnten.

Explosion eines Benzintankwagens

Paris, 16. Juli. In Rodez bei Toulouse fuhr ein schwerer Benzintankwagen infolge Steuerbruchs mit großer Geschwindigkeit gegen eine Hauswand. Der Tank explodierte. Eine hochschießende Feuergarbe griff sofort auf das Haus über, das bald in hellen Flammen stand und die Nachbargebäude in Brand setzte. Man befürchtet, daß unter den Trümmern der Führer des Tankwagens und ein sechsjähriger Junge ums Leben gekommen sind. Mehrere Häuser sind eneäschert worden.

Kohlenstaubexplosion in einer Brauerei

Berlin, 16. Juli. Auf dem Gelände der Schultheiß-Brauerei in Schöneberg kam es auf dem Kohlenlagerplatz, vermutlich durch Selbstentzündung, zu einer Kohlenstaubexplosion, durch die ein Teil der Giebelwand der nach der Straße zu gelegenen Gebäudefront stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Feuerwehr konnte den Brand bald zum Erlöschen bringen. Inzwischen stürzte krachend ein Teil der Giebelwand in einem Umfang von etwa 50 Quadratmetern zusammen. Da aber zum Glück umfangreiche Absperrungsmaßnahmen getroffen waren, sind Personen nicht zu Schaden gekommen. Im Verlaufe der Löscharbeiten erlitt ein Maschinenmeister der Brauerei leichtere Brandwunden.

Furchtbares Autounglüa

Brüssel, 15. Juli. **Ein Autobus, der 20 Personen aus der Umgegend von Antwerpen von einem Ausflug nach Baarleherlog (Holland) wieder in ihren Wohnort befördert wollte, stürzte in Turnhout bei dem Versuch, einem Radfahrer auszuweichen, in einen Kanal. Elf Personen, darunter der Wagenführer, wurden getötet, die übrigen 10 konnten gerettet werden.**

5 Tote und 75 Verletzte in Belfast

Belfast, 16. Juli. In der nordirischen Hauptstadt Belfast, wo es dieser Tage im Bezirk der Yorkstraße zu blutigen Zusammenstößen zwischen irischen Nationalisten und schottischen Mitgliedern der protestantischen Orangepartei gekommen war, kam es jetzt auch im Süden der Stadt zu Schießereien, Brandstiftungen und Plünderungen. Die Polizei, die Panzerwagen eingesetzt hatte, nahm zahlreiche Verhaftungen vor. Die Verlustliste ist lang, sind doch fünf Tote zu beklagen und 75 Verletzte in die Krankenhäuser eingeliefert worden, nicht gerechnet die Zahl derer, die nach der Anlegung von Notverbänden wieder nach Hause entlassen werden konnten. Unter den Toten befindet sich auch eine Frau. Der Sachschaden ist gleichfalls groß. In der Yorkstraße sind 12 Häuser in Brand gesteckt und 38 zerstört oder beschädigt worden. Im südlichen Stadtviertel ist ein Kaufladen niedergebrannt; zwei weitere Läden sind ausgeplündert oder zerstört worden.

Seuchengefahr im Ueberschwemmungsgebiet

2000 Tote und 200 000 Obdachlose.

Schanghai, 16. Juli. Aus allen Teilen Chinas treffen neue Hiobsbotschaften ein. So sind im Gebiet des in den Tungsee mündenden Lissusses über 200 Deichbrüche erfolgt, die eine verheerende Ueberschwemmung des Landes zur Folge haben. Mehr als 2000 Ertrunkene werden bisher gemeldet, doch dürfte die Zahl bei weitem höher sein. Ueber 200 000 Menschen sind obdachlos geworden. Mehr als 30 000 Hektar Land sind überschwemmt. Die Behörden Hankaus haben alle verfügbaren Arbeitskräfte aufgeboten, um die stellenweise rissig gewordenen Tschangkungdeiche, von deren Widerstand das Schicksal Hankaus abhängt, zu sichern. Ueber 10 000 Soldaten und mehrere tausend Arbeiter führen bei Temperaturen von weit über 40 Grad schwerste Arbeiten durch. Schon schon jetzt beginnt sich in der Stadt Lebensmittelknappheit bemerkbar zu machen. Andauernd niedergehende Regenfälle bringen Ueberschwemmungsgefahr für das Land um den Luanfluß in der Hopei-Provinz. Der Mukden-Bahnverkehr östlich Tientsin-Peiping ist unterbrochen. In den überschwemmten Gebieten wird der Ausbruch von Seuchen befürchtet.

Vergeßt unsere Kolonien nicht!

Deutsch-Südwestafrika.

Deutsches Land in fremder Hand
von Friedrich Där Breslau.

(Nachdruck verboten.)

Not lehrt beten, das haben wir alten Feldsoldaten gar oft gespürt, aber noch ein Anderes macht die Not — die Not macht erfinderisch.

Wohl war die Verpflegung — ich komme später darauf zurück — leidlich geregelt, doch fehlte es an Stoff, um die Zunge zu letzen, und der Engländer war zur Lieferung solcher Sachen nicht zu bewegen. Unter deutschen Feldsoldaten aber stecken auch solche Leute, die von der Herstellung trinkbarer Labung etwas verstehen. Es fanden sich bald die Kräfte, die daran gingen, den Kameraden diese Genüsse zu verschaffen, ohne daß die bewachenden Engländer etwas merkten. Destillierapparate wurden gebaut und sorgfältig getarnt untergebracht. Die Grundstoffe bildeten Reis, Kartoffelschalen und Früchte, und allerhand Getränke wurden auf den Markt gebracht. Da unsere Kameraden im Genuß Maß hielten, wären diese Geheimdestillen nie entdeckt worden, doch die englischen Posten hatten weniger Selbstzucht und betranken sich oft sinnlos. Dadurch wurde der harmlosen Freude unserer Kameraden der Todesstoß versetzt. Eines Morgens wurde das Lager von den Engländern durchsucht, alle Destillierapparate und Gefäße mit Alkohol beschlagnahmt und abtransportiert. Doch deutsche Spannkraft versagt nicht. War es auch nicht mehr möglich, einen frohen Umtrunk zu tun, so wurde um so mehr dem Sport gehuldigt. Ein Sportplatz war angelegt, Fuß- und Faustballmannschaften tummelten sich abwechselnd darauf; Turnvereen bildeten sich, die an den verschiedenen selbstgebauten Geräten Gutes leisteten, sodaß ein Jahre 1917 stattgehabtes Schauturnen den bewachenden Engländern Achtung abnötigte. Selbst der Göttin Thalia wurde in einem hierzu besonders errichteten Tempel in sehenswürdiger Weise gehuldigt.

Leider war nach zweijährigem Lagerleben die Bekleidung recht heruntergerissen, auch waren die Ersparnisse bald aufgebraucht und Geldmangel stellte sich ein, da es im Lager keine Löhnung gab. Vorher war es immerhin möglich gewesen, zu der Verpflegung, die zunächst aus Corned-beef, Hartzwieback und Jam bestand, aus einem außerhalb des Lagers befindlichen Obstzelt Obst, Zigaretten und Tabak hinzu zu kaufen. Außerdem erschien des Morgens — genau wie in der Heimat — der Bäckerjunge und am Nachmittag und abends durchzog der Wurstmage mit seinem Bauchladen das Lager. Bisher war alles — den Verhältnissen entsprechend — leidlich abgelaufen. Da wurde plötzlich den bewachenden Engländern eine — (mit Rücksicht auf die verehrten Leserinnen lasse ich den ersten uns alten Feldsoldaten genügend bekannten Teil des Wortes weg) L . . . parole zugetragen: im Lager sei ein unterirdischer Gang ins Gelände gebaut worden und die Gefangenen hätten die Absicht, mit den Waffen zu entfliehen. Das war ein Schlag ins Wespennest. Das Lager wurde genauestens untersucht, jede Abfallgrube, jede Tonne nachgesehen, jede Zwiebackkiste gerückt bis es den Engländern endlich klar wurde, daß das Ganze nur eine L . . . parole war. Doch sie rächten sich für diesen Reinfall. Wohl hatte man den internierten Kameraden Seitengewehr und Gewehr belassen, doch wurden ihnen nunmehr die Gewehre abgenommen, denn man konnte ja nicht wissen, was die bösen Deutschen noch anrichten würden.

Noch war aber die Leidenszeit unserer Brüder dort drüben nicht zu Ende. War der Gesundheitszustand bislang im Lager zufriedenstellend, so änderte sich im August 1918 das Bild in erschreckender Weise. Zu dieser Zeit brachten englische Polizeibeamte die Grippe — die in ihrem Auftreten fast als Lungenpest angesprochen werden konnte — ins Lager der englischen Bewachungsabteilung und infizierten dieses Lager völlig, so daß dort fast jeder zweite Mann starb. Unsere Kameraden waren ohne Bewachung, wurden sogar zur Pflege der Engländer herangezogen und übertrugen so die Grippe auf das Gefangenenlager. Trotz aufopferndster kameradschaftlicher Pflege hielt der Schnitter Tod grausige Ernte. 70 Kameraden schlossen die Augen zum ewigen Schlummer und schlafen im heißen afrikanischen Sande der Auferstehung entgegen. Möchte doch bald die Zeit kommen, wo über ihren Hügeln wieder die deutschen Farben wehen.

Endlich schlug am 21. April 1919 die Stunde der Heimkehr nach Deutschland. Wohl hatten sie alle die Köpfe hängen lassen, als die Nachricht vom Waffenstillstand nach Afrika gelangt war, was sie aber auf der Heimreise erdulden mußten, war der grausige Abschluß ihres Leidensweges. Die den Transport bewachenden Engländer fühlten sich als Sieger, überall Posten mit aufgepflanztem Seitengewehr, selbst an den stillen Oertchen; die Familienangehörigen waren durch Gitter von ihnen getrennt und fast keine Verbindung mit ihnen möglich. Am 20. Mai 1919 landete der Transport in Rotterdam, von wo die Ueberführung nach Wesel erfolgte. Dort wurde die gesamte Truppe aufgelöst und die einzelnen Angehörigen nach ihrer Heimat entlassen. Heut liegt das Lager Aus verlassen, die Gebäude zerfallen allmählich, Sandsturm, Sonne, Regen und Wind werden allmählich alles dem Erdboden gleichmachen und nur die Grabkreuze werden Kunde geben von dem Schicksal einer ruhmreichen Truppe.

Lokales.

Namslau, den 17. Juli 1935.

= **Goldene Hochzeit.** Am 12. Juli d. Js. feierten die Johann Idziekowski'schen Eheleute, Wiesenstraße 14, das Fest der goldenen Hochzeit. Aus diesem Anlaß überbrachten der Kreisdeputierte Frauenholz namens der Staatsregierung und der Bürgermeister Dr. Lober namens der Stadtverwaltung dem Jubelpaar persönlich die Glückwünsche. Ferner wurden ihnen von beiden Stellen ein Ehrengeschenk von je 50 Reichsmark überreicht.

= **Waidmannsheil!** Im Revier des Kreisjägermeisters von Heydebrand u. d. Lasa Nassadel erlegte Oberst von Schönstadt einen starken Keiler. Diese Tatsache ist um so erfreulicher, als seit etwa 75 Jahren zum ersten Mal wieder ein Stück Schwarzwild in diesem Revier zur Strecke kam.

= **Der Urlaub der Hausgehilfen.** Die Gauwaltung Schlesien der Deutschen Arbeitsfront teilt mit: In letzter Zeit häufen sich die Rückfragen über die Höhe der Urlaubsgewährung für die Hausgehilfen. In den Richtlinien für die Beschäftigung der Hausgehilfen hat der Treuhänder der Arbeit für Schlesien folgendes festgesetzt: Die Hausgehilfen sollen nach einer Beschäftigung von sechs Monaten einen bezahlten Urlaub erhalten. Die Urlaubsdauer soll sich nach einer Beschäftigungsdauer staffeln und im ersten und zweiten Arbeitsjahr etwa sechs Kalendertage, im dritten und vierten Arbeitsjahr etwa acht Kalendertage, im fünften Arbeitsjahr etwa zehn Kalendertage und nach dem zehnten Arbeitsjahr etwa vierzehn Kalendertage betragen. Der Zeitpunkt des Urlaubs soll unter Berücksichtigung der Bedürfnisse des Haushalts vereinbart werden. Während des Urlaubs ist der Barlohn weiter zu zahlen und das ortsübliche Verpflegungsgeld zu entrichten.

= **Die Frucht auf den Feldern ist herangereift.** Der Bauer macht seinen Gang durch Felder, mit prüfendem Auge die Aehren betrachtend, die zum Schnitt reif sind. Eine Zeit voll Arbeit ist es. Aber auch Freude und Stolz über das Vollbrachte lebt in dem Bauern, und dankbar seinem Herrgott schaut er rückwärts. Alles muß sich nun rühren und regen, kein Arm darf fehlen. Selbst die Kleinsten müssen zur Bergung des Erntesegens mithelfen und auch der Großvater, der schon auf dem Altenteil sitzt, hält es daheim nicht mehr aus, auch er greift mit zu. Bei den alten Deutschen pflegte man vor dem ersten Schnitt die Hilfe der Götter anzurufen. Ihnen wurden die ersten Garben geweiht. In manchen Gegenden unseres schönen Vaterlandes ist es heut noch üblich, ein Büschel Aehren, umwunden mit Kornblumen, stehen zu lassen. Dieser uralte Brauch ist wohl noch ein Anklang an jene alte Gotterspende. So geht auch der Bauer feierlich zum ersten Kornschnitt auf seinen Acker und bittet den Herrgott zum reichen Erntesegen um rechtes Erntewetter, um die goldene Flut gut bergen zu können Dankbar rückwärts, freudig vorwärts, gläubig aufwärts! Und der deutsche Bauer weiß auch wieder, wofür er arbeitet!

= **Kein Wasser auf Kirschen und neue Kartoffeln.** Die Hauptfrüchte der jetzigen Jahreszeit sind Kirschen und neue Kartoffeln. Alle Volksgenossen seien auf die Gefahr hingewiesen, die sich für ihr Leben ergibt, sobald auf obengenannte Früchte Wasser getrunken wird. Diese Unbedachtsamkeit hat schon mancher nach furchtbaren, qualvollen Stunden mit dem Tode bezahlen müssen. Die bekannte Ausrede: „Ich habe einen gesunden Magen, mir macht es nichts“ kann auch bei den Allergesündesten nach begangener Fahrlässigkeit den Tod zur Folge haben. Darum sei vor Wassertrinken auf Kirschen und neue Kartoffeln gewarnt.

= **Städtische Badeanstalt.** 16. Juli 1935 mittags 12 Uhr Wasserwärme 21 Grad, Luft 24 Grad, Wind W. 17. Juli 1935 morgens 7 Uhr, Wasserwärme 20 Grad, Luft 15 Grad, Wind W.

Erhaltet den deutschen Wald

Die verheerenden Waldbrände der letzten Jahre geben Veranlassung, auch den letzten Volksgenossen im Kampfe um die Erhaltung des deutschen Waldes einzusetzen und in jeder Form zur Mitarbeit heranzuziehen. In Erkenntnis dieser Notwendigkeit hat es sich die NS. Volkswohlfahrt zur Aufgabe gemacht, an der Vorbeugung und Verhütung von Waldbränden tatkräftig mitzuwirken. Damit hat die NS. Volkswohlfahrt ihr Tätigkeitsfeld um ein Gebiet erweitert, das für die Volkswohlfahrt von höchster Bedeutung ist.

Wenn ihr im heimischen Walde Erholung sucht, so bedenkt, daß die meisten Waldbrände durch Fahrlässigkeit entstehen. Vermeidet unvorsichtiges Umgehen mit brennbaren Stoffen im Walde, beachtet das Rauchverbot und unterlaßt das Anzünden von Feuern im Walde und dessen gefährlicher Nähe. Sollte ihr auf euren Wanderungen durch Armbinden kenntlich gemachten SA.-Waldstreifen begegnen, so beherzigt deren Aufklärungen über die Feuersgefahr und leistet deren Anordnungen unverzüglich Folge.

Lehrer und Erwachsene, sorgt insbesondere dafür, daß sich auch die Jugend dieses Gebote zu eigen macht, ihr stellt euch damit in den Dienst einer Aktion, die den deutschen Wald vor Brandgefahren aller Art wirksam schützen und dadurch dem deutschen Volke wertvollstes Volksgut erhalten will.

Notierungen des amtlichen Großmarktes für Getreide und Futtermittel zu Breslau vom 16 Juli 1935 für volle Wagenladungen, in Reichsmark, bei sofortiger Bezahlung.

Getreide per 1000 kg

Tendenz: Ruhig.

	Festpreisgebiet	Erzeuger-Festpreis ausschl. Sack ab Verladestation	Gesetzl. Mühlen-Einkaufspr. b. Handel fr. Mühle	Handelspreis frei Breslau
Weizen (schlesischer)* Durchschnittsqualität, Hektolitergewicht 76/77 kg, gesund und trocken	W I	197.00	201.00	—.—
do.	W III	199.00	203.00	—.—
do.	W V	201 00	205.00	—.—
do.	W VI	202.00	206.00	—.—
do.	W VIII	204.00	208.00	—.—
Roggen (schlesischer)* Durchschnittsqualität, Hektolitergewicht 71/73 kg, gesund und trocken	R I	160.00	164 00	—.—
do.	R III	160.00	164.00	—.—
do.	R V	163 00	167.00	—.—
do.	R VI	163.00	167.00	—.—
do.	R VIII	165.00	169.00	—.—
Hafer (schlesisch.)*†§ Durchschnittsqualität, Hektolitergewicht 48/49 kg	H I	151.00	—.—	—.—
do.	H II	153.00	—.—	—.—
do.	H IV	156.00	—.—	—.—
do.	H VII	160.00	—.—	—.—
Futtergerste (schlesische)*† Durchschnittsqualität, Hektolitergewicht 59/60 kg	G I	150.00	—.—	—.—
do.	G III	152.00	—.—	—.—
do.	G V	154.00	—.—	—.—
do.	G VII	157.00	—.—	—.—
Braugerste, feinste		frachtfrei Breslau	—.—	—.—
do. gute			—.—	—.—
Industriegerste, 68—69 kg			—.—	—.—
do. 65 kg			—.—	—.—
Vierzeil. Wintergerste, 63 kg, zu Industriezwecken			—.—	—.—
Zweizeilige Wintergerste			—.—	—.—

* Zu- und Abschläge für Mehr- oder Mindergewichthaben nach der Anordnung 4 des Getreidewirtschaftsverbandes Schlesien vom 20. 10. 1934 Geltung.

*† Händlerpreis zuzüglich 6.00 pro Tonne Ausgleichsbetrag gemäß Bedingungen der RFG vom 29. 10. 34.

*§ Für Weißhafer erhöht sich der Preis um 7.00 pro Tonne.

Hauptschriftleiter: Franz Otto, Namslau (im Urlaub).
Stellvertreter des Hauptschriftleiters: Wilhelm Fensak, Bernstadt.
Verantwortlich für den gesamten Textteil und für den Anzeigenteil:
W. Fensak, Bernstadt (DA. VI. 35: 1484.)
Druck und Verlag:
Namslauer Druckerei-Gesellschaft m. b. H., Namslau.
Zur Zeit ist Preisliste Nr. 3 gültig.

Aus Breslau

Kameradschaftsabend der Breslauer SS.-Führer

Zu frohen Stunden guter Kameradschaft hatten sich im Sternkasino die SS.-Führer des Standorts Breslau mit ihren Frauen zusammengefunden. Der Abend sollte dem gegenseitigen Sichkennenlernen dienen, wie eine Anerkennung und ein Dank für den besten Kameraden des SS.-Mannes, seine Frau, sein. Diesen Dank brachte auch SS.-Gruppenführer Redieß, nachdem der Standortführer, SS.-Brigadeführer Berkelmann, die Kameraden und ihre Frauen herzlich willkommen geheißen hatte, in seiner Ansprache zum Ausdruck. Gruppenführer Redieß, der die Aufgaben der SS. kurz behandelte, betonte, wie schwer es gerade die Frau des SS.-Führers und des SS.-Mannes habe, die so viele Opfer bringen und oft im Interesse des Dienstes auf die Anwesenheit ihres Mannes verzichten müsse. Trotzdem stehe sie stets zur Bewegung. Mit dem Wunsche, diese Kameradschaft weiter an der Seite des Mannes als beste Kameradin im Dienste zu halten und der großen Sache treu zu bleiben, schloß die Ansprache.

Der Abend war umrahmt von Darbietungen bekannter Künstler des Schauspielhauses, die sich wieder zur Verfügung gestellt hatten. Für den musikalischen Teil sorgte ein Quartett aus dem Musikzug der 16. SS.-Standarte.

Zwei Streckenarbeiter überfahren

Breslau, 16. Juli. Auf der Bahnstrecke Ohlau—Breslau gingen vier Streckenarbeiter, die damit beschäftigt waren, Materialien an eine Baustelle zu schaffen, vorschriftsmäßig auf dem linken Gleis der Strecke entlang. Während sie ein Güterzug überholte, nahte von vorn der Personenzug aus Breslau. Der Lokomotivführer gab Haltsignale; auch die aufgestellten Wachtposten ließen Warnungssignale ertönen. Während sich zwei Arbeiter durch einen Sprung zur Seite retten konnten, wurden die ihnen folgenden Arbeitskameraden Dierschke aus Klein-Jenkwitz und Albinski aus Oberschlesien, die die Warnungssignale überhört hatten, vom Zuge erfaßt und getötet.

Arbeitstagung schlesischer Handwerkerführer

Der Reichshandwerksmeister unterrichtet sich

Anläßlich seiner Anwesenheit in Breslau hatte der Reichshandwerksmeister Pg. Schmidt 60 Männer der schlesischen Handwerkerführung zu einer Arbeitstagung versammelt. Der Wille des Reichshandwerksmeisters geht dahin, seine Entscheidungen nicht vom grünen Tisch aus zu treffen, und seinen Kampf um das Wohl des Handwerks nicht wirklichkeitsfremd zu führen, sondern die Nöte und den Wert seiner Gefolgschaft persönlich kennen zu lernen. So war es den anwesenden Kreishandwerksmeistern und Handwerkerführern möglich, den Reichshandwerksmeister persönlich über ihr Arbeitsgebiet und die Wirtschaftslage in ihrem Berufszweig zu unterrichten. Der Reichshandwerksmeister hatte durch protokollarische Aufnahme der Arbeitstagung durch den stellvertretenden Generalsekretär Dr. Spitz dafür gesorgt, daß die Unterrichtung „an der Front" in Berlin ausgewertet werden kann.

Bei dieser kameradschaftlichen Aussprache schilderten der Reichshandwerksmeister und sein stellvertretender Generalsekretär Dr. Spitz die große Linie der deutschen Handwerkerpolitik. Draufhin kamen die einzelnen Berufszweige zu Wort, die dem Reichshandwerksmeister in voller Offenheit die Nöte der handwerklichen Berufe im schlesischen Grenzlande aufzeigten und über die Fortschritte der bisherigen Arbeit für das Handwerk im Dritten Reich berichteten. Neben diesen Berichten und Anregungen aus den einzelnen handwerklichen Berufen, zu denen der Reichshandwerksmeister aus dem Schatze seiner großen Erfahrungen Vorschläge zu weiterer Belebung und zur Verbesserung der Wirtschaftslage machte, gaben die Vertreter zweier schlesischer Kreise — nämlich Kreishandwerksmeister Grosse-Neumarkt über seinen landwirtschaftlich eingestellten Kreis und Kreishandwerksmeister Feige-Langenbielau über den vorwiegend industriell orientierten Grenzkreis Reichenbach — dem Reichshandwerksmeister zusammenhängende Sonderberichte. Um dem Reichshandwerksmeister ein umfassendes Bild über die schlesische Wirtschaftslage und die Eigenart des schlesischen Grenzlandes zu vermitteln, gaben anschließend die Handwerkerführer ein Bild von der Arbeit in den einzelnen Berufen und zeigten, welche Möglichkeiten für eine weitere Besserung in der Handwerkerarbeit bestehen, aber auch, welche Not gerade in Schlesien noch zu bekämpfen ist.

Nach fast fünfstündiger Aussprache hatte sich der Reichshandwerksmeister ein umfassendes Bild über den Wert und die Sorgen des schlesischen Handwerks gemacht. Er versicherte den anwesenden Handwerkerführern, daß er nach Durchführung des organisatorischen Aufbaues des Handwerks nunmehr Zeit für die Erfüllung anderer Aufgaben habe und insbesondere unser Grenzland Schlesien in nächster Zeit wiederholt besuchen und dem schlesischen Handwerkerkreis auch weiter kameradschaftlich zur Seite stehen werde.

Neger sind nicht als Redner zugelassen

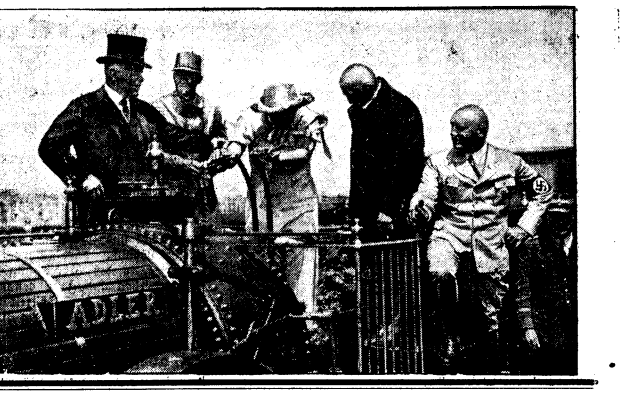
Der Gauschulungsreferent der Deutschen Kolonialgesellschaft, Pg. Doering-Breslau, gibt im Einvernehmen mit dem Generalsekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft und des Reichskolonialbundes, Pg. Duems-Berlin bekannt, daß die seit einigen Monaten in Schlesien auftretenden und Vorträge haltenden Schwarzen und Eingeborenen, ganz gleich welcher Herkunft und Staatsangehörigkeit, zu geographischen oder Kolonialvorträgen aller Art nicht zugelassen werden dürfen. Erstens sind die Papiere einzelner dieser Redner sehr mangelhaft in Ordnung, so daß man nichts über Herkunft und Vergangenheit dieser Eingeborenen erfahren kann, zweitens hat ein Teil dieser Redner vor der Machtübernahme dem Nationalsozialismus feindlichen Kreisen nahegestanden, drittens ist auch allen diesen Rednern die Ausstellung eines Rednerausweises durch das Kolonialpolitische Amt der Reichsleitung der NSDAP. verweigert werden. Es liegen Berichte vor, wonach sogar Schulleiter entgegen den bestehenden amtlichen und schulbehördlichen Richtlinien, wonach nur Redner mit einem Ausweis des NS.-Vortragsdienstes zugelassen werden dürfen, schwarze Redner in den Schulen haben auftreten lassen. Es wird in diesem Zusammenhang noch einmal darauf hingewiesen, nur Redner mit einem Ausweis des NS.-Vortragsdienstes über kolonialpolitische Fragen sprechen zu lassen. Mit aller Achtung vor den militärischen Leistungen und der Treue unserer eingeborenen Bevölkerung in den deutschen Kolonien ist es doch unmöglich, Schwarze als Lehrer und Redner vor die deutsche Jugend und das Volk treten zu lassen. Dazu sind nach wie vor die Männer berufen, die blutsmäßig zu uns gehören, die den deutschen Lebensraum mit der Waffe in der Hand verteidigt haben oder ihn heute als Nationalsozialisten und Vorkämpfer für das nationalsozialistische Programm zurückfordern.

Frankenstein. Waldbrand durch Fahrlässigkeit. Am Schwarzenberg in Flur Gersdorf wurden etwa 400 Quadratmeter 12jähriger Kiefernbestand durch einen Waldbrand vernichtet. Dem Eingreifen zahlreicher Privatpersonen ist es zu danken, daß eine größere Ausdehnung des Brandes verhindert wurde. Das Feuer ist durch die Fahrlässigkeit eines Mannes entstanden, der die glimmende Asche seiner Pfeife auf den Waldboden ausgeschüttet hatte.

100 Jahre deutsche Eisenbahnen.

Links Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft Dr. Dorpmüller, am Führerstand die Gattin des Oberbürgermeisters Liebel (Nürnberg) und ganz rechts Gauleiter Streicher auf der Ludwigsbahn.

Weltbild (M).



Hausschutz in den Gewittermonaten

Neun Zehntel des gesamten Schadens, der durch Blitzschlag entsteht, muß die Landwirtschaft tragen. Durch Versicherung kann man zwar den Verlust des einzelnen Besitzers auf eine Gesamtheit verteilen, aber sich damit zu beruhigen, wäre nicht im Sinne einer wahren Volksgemeinschaft. Ihr gegenüber hat jeder die Pflicht, Schaden zu verhüten, soviel es in seinen Kräften steht. Das ist auch gegenüber einer so gewaltigen atmosphärischen Einwirkung, wie es der Blitzschlag ist, möglich.

Blitzableiter gibt es schon seit Benjamin Franklins Zeit, aber von der von ihm empfohlenen Form der meterlangen Stange mit der Gold- oder Platinspitze ist man längst abgekommen, weil sich gezeigt hat, daß mit der Höhe der den Blitz anziehenden Metallteile die geschützte Fläche verhältnismäßig wenig wächst. Wir wissen heute vielmehr, daß die großen Ladungen, mit denen wir es beim Blitz zu tun haben, mit Vorliebe über große leitende Flächen ihren Weg suchen und ein Gebäude daher um so wirksamer geschützt wird, je dichter es mit leitenden Bahnen überzogen ist. In dieser Absicht bezieht man heute alles Metall auf dem Dache und am Hause in das Blitzschutznetz mit ein, so z. B. alle metallenen Kehlen und Verkleidungen, die Dachrinnen, stählerne Skelette bei Feldscheunen, festangebrachte Leitern, in den Gebäuden auch die Wasserleitungen und die Rohre der Sammelheizung. Jedes Gebäude soll mindestens zwei Ableitungen in den Boden haben, die höchstens 20 Meter voneinander entfernt sein dürfen. Gebäude, die mehr als 40 Quadratmeter bedecken, brauchen mehr als zwei Ableitungen. Die bei einem Blitzschlag voraussichtlich am meisten belasteten natürlichen Ableitungen verstärkt man zweckmäßig noch durch eine künstliche Ableitung, die kurz über dem Boden mit ihr verbunden ist. Von größter Wichtigkeit ist, daß alle Übergänge von einer Leitung zur anderen dem Strome keinen Widerstand bieten.

Das beste Mittel, eine gute Erdung der Blitzschutzanlage zu erreichen, ist der Anschluß des Ableiters an die Wasserleitung. Wo keine vorhanden ist, muß man die Ableitung bis zum Grundwasser hinabführen und sie dort in einer Metallplatte von 25 Zentimeter im Quadrat endigen lassen. Man verwendet dazu verzinntes Kupfer- oder Stahlblech. Liegt das Grundwasser zu tief, läßt man die Leitung im Boden fächerförmig auslaufen oder treibt vier bis fünf Meter lange verzinkte Rohre in den Boden. Es kommt dabei darauf an, daß die Leitung in dauernd feuchten Boden mündet, am besten in Lehm.

Für den Blitzableiterbau gibt es genaue Richtlinien, nach denen die solche Arbeiten ausführenden Handwerker arbeiten müssen. Bevor man einen solchen Auftrag erteilt, muß man gewiß sein, daß der Unternehmer über die nötige Sachkenntnis und in diesen Arbeiten geübte Hilfskräfte verfügt. Die fertige Anlage muß daraufhin geprüft werden, ob sie in allen Teilen die notwendige Leistungsfähigkeit besitzt.

Statt Karten.

Für die anläßlich unserer Vermählung so überaus zahlreich erwiesenen Glückwünsche danken herzlichst.

Karl Heinz Schultz und Frau
Käte, geb. Harnoß.

Namslau, im Juli 1935.

Für die vielen Glückwünsche und Aufmerksamkeiten anläßlich unserer Vermählung danken herzlichst.

Helmut Tinzmann und Frau
Edith, geb. Walde.

Namslau, im Juli 1935.

Am Sonnabend, den 20. Juli 1935, wird auf dem Kasernenhof in Namslau

1 Stut-Fohlen

öffentlich meistbietend gegen Barzahlung versteigert.

4. Schwadron Reiter-Regt. Brieg in Namslau.

Einladungen, Hochzeitslieder, Danksagungen

fertigt schnell, sauber und preiswert

Namslauer Druckerei-Gesellschaft m. b. H.

Ein ehrliches, sauberes, evgl. Dienstmädchen

nicht unter 16 Jahren, für bald gesucht.

Gasthaus Hoffmann Strehlitz.

Mädchen

fleißig, ehrlich, nicht unter 25 Jahren, m. Kochkenntnissen, gesucht. Zu erfragen in der Geschäftsstelle des Stadtbl.

Für Einmachzwecke

empfehlen wir:

Glashauf, Salizylpapier
Echt Pergament

in Rollen und Bogen.

Oskar Opitz

Buch- und Papierhandlung

Zweiggeschäft der Namslauer Druckerei-Gesellschaft m. b. H.

Andreas-Kirchstraße 13.

Heut

kommt der Briefträger,

um die Postbezieher an die

Erneuerung des Abonnements für den Monat August 1935

zu erinnern. Der ununterbrochene Fortbezug des

„Namslauer Stadtblattes"

wird nur durch

sofortige Bestellung

gesichert. Sie geschieht am einfachsten bei dem Briefträger, der Bestellungen schon jetzt entgegennimmt und das Abonnementsgeld gegen amtliche Quittung einkassiert.

Nebst Beilage